



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N. 6.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die Hochstapler.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

VII.

Noch einmal und mit größerer Hestigkeit hatte sich um Mitternacht der Orkan wieder erhoben, verstärkt durch einen Bundesgenossen jenseits des Atlas, jenen feuerzüngelnden Drachen, den Schrecken des großen afrikanischen Sandmeeres.

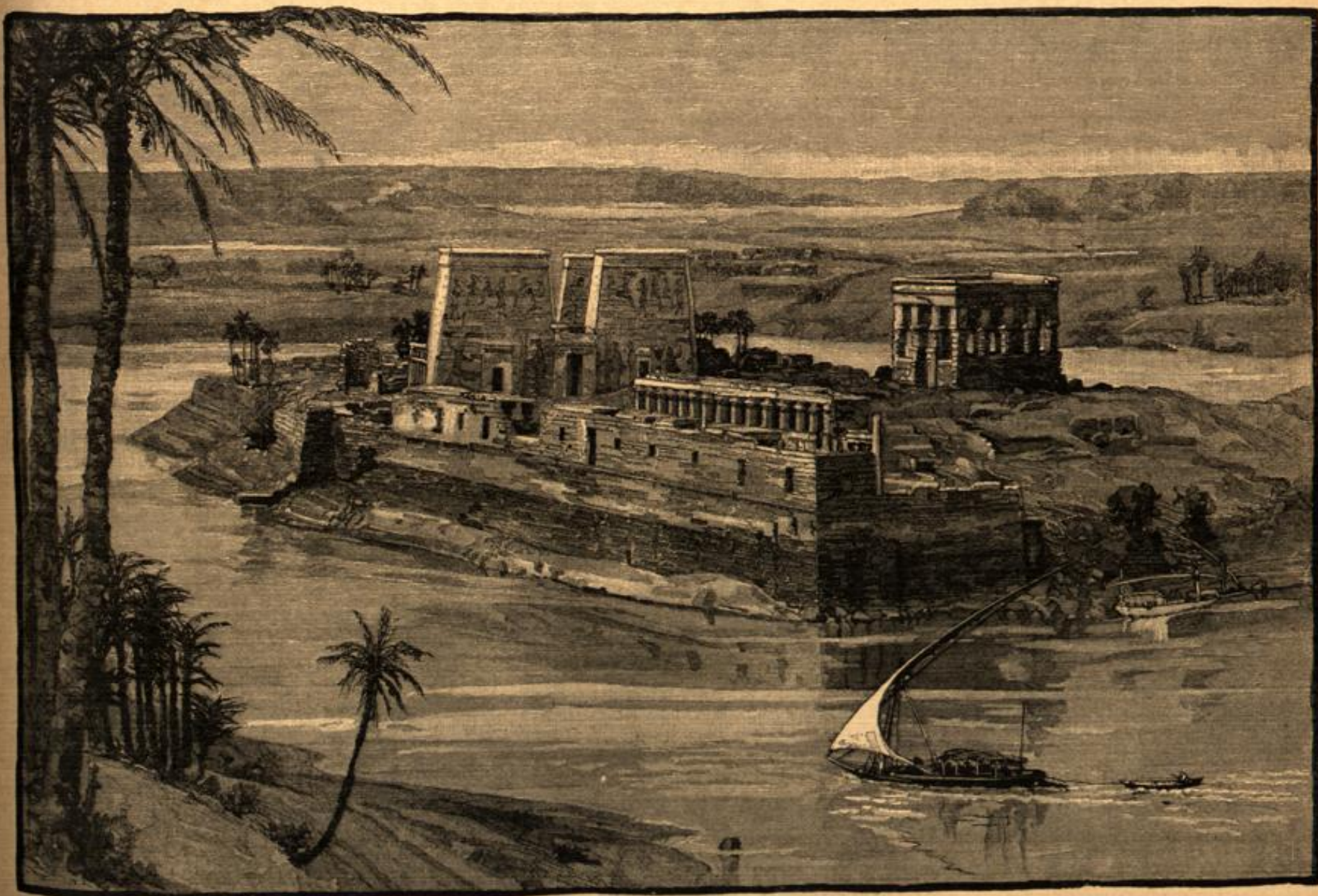
Berge von Wüstenand mit sich schleppend und sie gen Norden und Osten versehend, Alles versengend und be-

grabend, was sein giftiger Athem erreichte, die Karawanen tödtend, die Dafen verschüttend, ganze Heerden von Gazellen, Füchsen, Schakalen vor sich her treibend, die Flucht des Löwen und des Straußes überholend, die Palmen entwurzelnd und den feurigen Steinregen in ganzen Wolken zum Himmel schleudernd, war der Samum in das endlose, zwischen dem Djebel-Hoggar und dem Atlas sich ausdehnende trockene Meer hereingebrochen, einen Flügel über die Angadwüste, den andern über die Meerenge brekend; mit furchtbarem Geheul tobte der Sturm die Nacht hindurch gegen die riesigen Felsen des Djebel-Astar, die Wassermassen gegen das steinige Ufer schleudernd. Der Donner hallte an den andalusischen Bergen, daß die alten, ewigen Säulen des Herkules zitterten, die Blicke zuckten herab an den massigen Steinwänden, die armseligen Fischerdörfer mit ihrem Lichte übergießend, die sich am Fuße der Felsen

angenistet, und die schneegekrönten Gipfel des Atlas gleichsam in lodernde Garben verwandelnd.

Erst gegen Morgen hatte das Wetter sich ausgerast, aber in langen, beweglichen, weißgekrönten Mauern rollten noch im ersten Tagesgrauen die Wogen auf das Ufer, die Trümmer zerschmetterter Fahrzeuge auf das Land schleudernd und sie zurück wieder mit sich in die Tiefe reißend.

Etwa tausend Schritte von einem der wenigen Fischerdörfer entfernt, auf langsam ansteigendem, steinigem Ufer, das der Sturm mit Seetang, Moos, Holzsplittern und zerbrochenen Eisenstücken bestreut und bei verminderter Kraft durch die noch immer andringenden Wogen nicht mehr zurückzuholen vermochte, bewegte sich im ersten grauen Morgenschimmer eine menschliche Gestalt, Arme und Füße aus dem Chaos von Moos und Meereskraut befreiend, sich mit einem Netchen aus dem nassen Lager aufrichtend



Die Insel Philä (Aegypten). (S. 66.)

und mit blutender Stirn vor sich hin auf das noch unruhige Meer hinausblinzelnd, dessen Wogenkämme der erste Strahl der Morgensonne mit gelbem Nebel überwirbelte.

„Die Stirn blutet!“ brummte Wolf, in dem unsicheren Lichte die Hand betrachtend, mit der er das nasse Haar zurückgestrichen. „Aber die Glieder scheinen noch ganz zu sein!“ Er tastete an seiner zerfetzten Kleidung umher. „Eine tolle Nacht das! Ich habe keine Ahnung, wo ich bin! Den hohen Felsen nach möcht' ich's errathen, und der Einzige scheint ich auch nicht zu sein, dem es schlecht ergangen!“

Er schaute auf die Trümmerstücke, auf das ganze wüste Durcheinander am Ufer, dessen Einzelheiten der den Nebel zerschneidende erste salbe Sonnenblick ihm deutlicher erkennbar machte.

„Den Virgilio hat also jetzt der Teufel geholt! Ich erinnere mich ganz deutlich, wie das Steuer zerbrach, wie der Mann von der Sturzsee über Bord geworfen wurde, wie das Schiff nach einem gewaltigen Stoß die Nase in's Wasser senkte und nach einem betäubenden Krach das Wasser über uns zusammenschlug...“

„Der Kapitän,“ fuhr er fort, seine Erinnerungen sammelnd und dann umherblickend, „der hat wohl dran glauben müssen und der Diener, der Schelm! Was aber mag aus meinem armen Jor geworden sein! Er konnte doch schwimmen wie eine Ente. Aber der Hasenfuß lag, als die Sache schlimm ward, furchtsam und wie ein Knäuel zu meinen Füßen!... Wir hielten allzu scharf auf Gibraltar, um dem Zöllschiff, das Jagd auf uns machte...“

Er rieb sich die von Neuem blutende Stirne, dann plötzlich von einem andern Gedanken ergriffen, starrte er umher.

„Aber sie! Was ist aus ihr geworden? Sie hatte sich an mich geklammert, als wir versanken... Ich erinnere mich ganz deutlich; sie hatte mich fest und in Todesangst umschlungen... Ich hatte sie auch noch im Arm, als die erste Welle mich auf ihren Rücken nahm; ich hatte sie sogar noch, als ich einmal wieder zu mir kam... Armes Geschöpf! Ich hatte sie doch schon recht lieb gewonnen, und jetzt liegt sie vielleicht tief unten im Meer, in das sie sich vor Don Armero retten wollte!... Wer gab auch diesem elenden Schleichhändler die unglückliche Idee ein, uns zu verfolgen!... Ein Schleichhändler verfolgt uns auf einem königlichen Zöllschiff! So was kann nur in dem Lande möglich sein!... Ich hätte Jeden niedergeschossen, der es gewagt hätte, mein Deck zu betreten!... Jetzt hat aber auch er sicher dran glauben müssen, denn der Zöllschiff war schon hart an uns...“

Wolf erhob sich. Er prüfte nochmals seine Glieder, die unverfehrt geblieben, trocknete die vom Seewasser brennende Stirnwunde und schaute landeinwärts.

Drüben lag ein armseliges Dorf. Er sah Leute, die sich zum Ufer bewegten, um nach Strandgut auszufahren, an dem es nach solchen Katastrophen hier niemals fehlt. Er stieg über die nassen Mooshaufen, die das Meer hier ausgeschüttet, und starrte plötzlich zurückfahrend auf ein bleiches Frauenantlitz, das, von der eben ganz aufstrahlenden Morgensonne beschienen, mit geschlossenen Augen aus dem Schilf herausleuchtete.

„Bei Gott, sie ist es! Ahnt' ich doch, daß sie nicht weit von mir sein könne!“

Er beugte sich mittheilsvoll über die halb von Algen und Seekraut bedeckte, deren Arme, nackt aus der zerrissenen Kleidung ragend, nach beiden Seiten ausgestreckt, deren Haar in langen nassen Strähnen über das Kraut gebreitet waren.

Er entfernte mit zitternden Händen die wie ein Netz sie umstrickende Halme, legte die Hand unter das bleiche Haupt und zog sie empor.

Lucy, die Unglückliche, schien leblos. Ihre Arme hingen an seinen Knien herab, als er sie auf dieselben hob, ihre Kleidung war zerfetzt von der Gewalt der Wassermassen und bedeckte nur zum Theil ihre Glieder; ihre Lippen waren farblos, halb geöffnet und zeigten die perlweißen Zähne.

„Wenn ich nur nicht ein gar zu ungeschickter Mensch wäre!“ rief er ratlos. Er legte die Hand an ihre bleiche Stirn, sie war kalt; er legte sie auf das Herz der Armen und fühlte nichts. Er ließ sie auf den Boden zurücksinken, kniete neben ihr nieder, legte das Ohr auf ihre Brust und jetzt plötzlich packte er sie wieder in seine Arme und hob sie vom Boden.

„Sie lebt ja noch! Sie kann noch nicht todt sein!“ rief er freudig. „Lucy, Lucy!“ Er preßte ihre Stirn an seine Brust, um sie zu erwärmen, wußte nicht, was beginnen, und schaute hilflos nach landeinwärts. „Gott sei Dank! Die Leute kommen! Es sind Weiber voran! Natürlich, die sind immer die Habsüchtigsten!... Lucy!“ Er suchte sie in kindischem Bemühen auf die Füße zu stellen, aber sie sank in seinen Armen zusammen. Er legte sie wieder auf das Moos, kniete neben sie, nahm ihre Hände, um sie zu reiben, und jetzt sah er endlich zu seiner Zufriedenheit eines der ärmlich gekleideten Weiber herantreten und mit einem „hombre! hombre! una mujer!“ sich herüberbeugen.

Schwer ward's ihm nicht, sich den Leuten verständlich zu machen; indeß die Weiber nahmen sich der Unglücklichen an und zitternd vor Erwartung trat Wolf zurück.

Ein Ausruf der Frauen, ein Wink derselben rief ihn wieder heran. Lucy hatte die Augen geöffnet; noch bewußtlos starrte sie auf die fremden braunen Gesichter.

„Lucy, das war gescheit, daß Sie sich entschlossen, in

diese elende Welt zurückzukehren!“ rief er, wieder neben sie knieend und ihre noch kalte Hand ergreifend. „Es ist uns Beiden recht schlimm ergangen, aber es wird ja besser werden!“

Die noch halb Bewußtlose schien keiner Bewegung fähig, selbst ihre Hand war noch erstarrt; nur ihr Blick deutete ihm, daß sie ihn erkenne.

„Kommen Sie zu sich!“ bat er mit weicher Stimme. „Wir sind hier à la Robinson an der spanischen Küste. Da drüben, nicht weit von hier, liegt ein Dorf, wo Sie Obdach finden werden. Ich selbst trage Sie dorthin, denn andere Mittel wird's hier nicht geben!“ Und als er jetzt auf ihrem bleichen Antlitz ein mattes Lächeln zu gewahren glaubte, als ihre Hand in der seinen einen leisen Druckes fähig, legte er seinen Arm unter ihren Nacken, hob sie wie ein Kind in demselben, gab den Weibern einen Wink, ihm zu folgen und schritt doch aufgerichtet, stolz auf seine Last, in der Richtung des Dorfes.

Es war wie ein Triumphzug für ihn. Des willenlosen Mädchens Wange auf seiner Schulter, bis an die Knöchel in dem unter seinen Füßen gleitenden Kies wadend, den Arm um sie geschlungen, trug er sie, eine ihm so leichte Bürde, und Lucy hatte mit geschlossenen Augen den übrigen um seinen breiten Nacken gelegt, aber machlos, sich kaum ihrer Lage bewußt, die sie mit Scham erfüllt haben würde.

Andere Fischer, arme, halb zerkumpte Troglobiten, begegneten ihnen, aber gleichgültig, die Augen nur habfüchtig spähend auf den Strand gerichtet, während die beiden Weiber, einer guten Belohnung sicher, getreulich zu ihnen hielten und vor dem Dorfe auf eine der Hütten deuteten, deren ganze Konstruktion aus gestrandeten Schiffsrippen, Planken und Kajütenhäuten bestand.

„Muth!“ rief er, sie auf die Schwelle der Hütte niederlassend, sie mit seinem Arm stützend und ihr das nasse Haar von der Stirn streichend. „Ich muß Sie hier den Frauen überlassen.“ Er wandte das Gesicht ab von ihrer zerrissenen, Nacken und Brust kaum noch bedeckenden Kleidung. „Sie werden sich ja in ihrer Sprache mit ihnen verständigen. Ich will hier draußen Wache halten,“ er deutete auf einen mit den eisernen Fluten in den Sand versenkten Schiffsanker, dessen Schaft als Bank diente, „und wenn Sie meiner bedürfen, so rufen Sie; man wird ja irgend etwas zur Stärkung für Sie haben.“

Während Lucy, von den Weibern geführt, in den einzigen kleinen Raum der Hütte trat, ließ er sich vor dem Hause nieder, zog den arg beschädigten Rock aus, um ihn in der Sonne zu trocknen und saß mit gekreuzten Armen da, auf das Meer hinausstarrend.

„Alles zum Teufel!“ rief er. „Der Virgilio, der Kapitän, mein Schelm von Diener, die Bemannung und meine Baarschaft von mindestens zwanzigtausend Lire, und nur dieser verwünschte Zöllschiff ist daran Schuld! Ein Glück, daß sie wenigstens gerettet ist, denn im Grunde liegt mir mehr an ihr, als an der ganzen Bagage!... Was doch da Alles in diesen wenigen Tagen über mich gekommen ist, seit ich von Bord des seligen Virgilio ging! Und was das für eine schöne Jagd ohne den Sturm geworden wäre, wenn ich diesen Don Armero und seine Zöllner hätte an mich kommen lassen und ihnen mit meiner Drehbasse eine Kugel in die Planten geschickt hätte!“

„Aber was in aller Welt fang' ich nur mit dem Mädchen an! Sie ist nicht wie die Anderen, eitel und wehleidig; sie klagte nicht, sie sah das Unglück gerade so philosophisch an wie ich; aber sie ist heimatlos geworden, hat auch noch das Reisegepäck verloren, das sie mit sich führte, und ihre Kleidung ist zerrissen. Sie sah zum Erbarmen aus, als ich sie so hieher trug; aber schön ist sie und sie schämte sich nicht ihrer Schönheit, sie war vertrauensvoll wie ein Kind!... Was thäte jetzt ein Anderer an meiner Stelle? Nicht einmal Geld habe ich bei mir, um ihr Kleider zu kaufen.“

Wolf kraute sich hinter dem Ohr; er sah sich in mislicher Verlegenheit. Eine Viertelstunde saß er noch da in der Sonne, bis er sich trocken genug meinte, dann schritt er majestätisch an der Reihe ärmlicher Fischerhütten vorüber, in denen nur die Kinder zurückgeblieben.

Indeß vom Wasser her kehrten auch die Strandsucher zurück, beladen mit Bruchstücken, von denen er Einzelnes als zum Virgilio gehörend erkannte.

Fruchtlos suchte er sich mit ihnen zu verständigen; er hörte nur so viel, daß die Stadt drüben Estepona heiße und daß in dem armen Dorf weder ein Wagen noch ein Pferd zu haben sei.

Als er zur Hütte zurückkehrte, winkte ihm eines der Weiber. Er trat ein und sah Lucy am Boden auf einer Matte von Esparto sitzen, den Unterkörper mit einem verschossenen Tuch bedeckt und beschäftigt, das noch feuchte, seltsam schillernde Haar im Nacken aufzuknäpfen. Ihre Arme waren nackt, ihre Brust nur dürftig bekleidet, aber sie achtete in kindlicher Unbefangenheit nicht darauf. Sie sah bleich und leidend aus, doch aus ihrem Auge leuchtete derselbe Glanz und mit dem lächelte sie ihn an, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Ich danke Ihnen für mein armes Leben,“ sagte sie. „Ich erinnere mich wohl, wie Sie, als das Schiff versank, den Arm um mich legten, von da ab aber war mein Bewußtsein dahin.“

Wolf lachte gutmüthig. „Ja, das mag seine Wichtigkeit haben, bequemer konnte ich Ihnen eben den Schiffbruch nicht machen! Ich war

aber auch grob gegen Sie, als Sie am Steuerrad erschienen. Es thut mir leid. Wissen Sie denn auch, wie das Alles gekommen?“

Lucy schüttelte das Haupt und legte die Hände in den Schooß.

„Ihr Oheim verfolgte uns mit dem Zöllschiff...“ „Das ist denkbar,“ unterbrach sie ihn. „Er hat großen Einfluß auf die Hafenbehörden. Das liegt in seinem Geschäft.“

„Er jagte uns in das Wetter hinein und wer kann wissen, ob es ihm besser ergangen! Ich wollte Sie auf britischen Boden retten und das war unser Verderben. Hätten Sie Lust, zurückzukehren, wenn Don Armero... in den Wellen umgekommen?“

Lucy erschrak bei dem Gedanken, aber sie schüttelte trauernd wieder den Kopf.

„Ich habe dort Niemand außer ihm, und Gott wird ja auch ihn beschützt haben.“

„Niemand?“ wiederholte er. Ein Seitenblick auf sie überzeugte ihn immer wieder, wie schön sie sei. „Man hält Sie hier für... meine Frau, und was soll ich den Leuten sagen?“

Lucy's Antlitz und Nacken übergoßen sich mit Röthe.

„Ich will, wenn's sein muß, zu Fuß nach Estepona und Kleidung für Sie suchen, denn auch Ihre Habe ist verloren gegangen. Hatten Sie Werthsachen in dem Koffer?“

„Alles, was ich meines Oheims Großmuth dankte,“ antwortete sie ohne Zögern. „Ich hoffte damit nach Deutschland zu kommen.“

Wolf bestätigte dieß, daß sie nicht an eitlem Tand hänge wie andere Weiber. Inzwischen machte es ihn unruhig, das Mädchen so lange zu betrachten, das immer schöner in seinen Augen ward. Er reichte ihr die Hand, um sich zu erheben, und blieb doch neben ihr. Sie that ihm leid; sie war jetzt so verlassen auf der Welt.

„Die besten Leute sind es nicht, unter die wir hier gerathen.“ Er blickte zum Fenster hinaus auf eine Gruppe von halb verhungerten Geschöpfen, welche beratend die Köpfe zusammensteckten. „Nehmen können sie uns freilich nichts.“

„Wir sind in der Nähe von Estepona, wo mein Oheim auch seine Leute hat; ich darf mich nicht verrathen, um nicht erkannt zu werden, und deshalb wagte ich eine Unwahrheit, die Sie mir verzeihen müssen.“

Lucy's Antlitz bedeckte sich wieder mit flammender Röthe. Wolf verstand sie. Er sah, wie ein Frösteln sie schüttelte und wie sie trotz der in den schmutzigen Raum scheinenden Sonne das arg beschädigte Kleid über den Schultern zusammenzuraffen sich bemühte.

„Sie werden mir krank werden!“ sagte er theilnehmend.

„Ich will in die Stadt und Kleidung für Sie suchen. Meine Uhr ist zum Glück nicht verloren gegangen, ich werde ja einen Menschen finden, der mir Geld dafür gibt. Dann miethe ich ein Fuhrwerk und hole Sie eiligst ab, um mit Ihnen nach Gibraltar zu fahren. Von dort will ich an meinen Vantier in Marseille telegraphiren... Lucy,“ — er beugte sich nieder zu ihr und nahm ihre Hand — „kann ich Sie ohne Besorgniß allein lassen?“

„O, ich fühle mich wohl!“ Sie lächelte so dankbar.

„Hat man Ihnen irgend etwas gereicht?“

„Ein wenig Ziegenmilch und ein Stück Brod; es genügt mir!“

Wolf sah sie lange schweigend an; er wollte sprechen, aber das Wort versagte ihm; der Anblick des schönen Geschöpfes verwirrte ihn, wie sie eben so innig das Auge zu ihm aufgeschlagen.

„Adieu! In wenigen Stunden bin ich zurück!“ Er machte sich los ohne einen Abschiedsblick und trat hinaus. „Verrückte Situation!“ brummte er, den Weg am Ufer entlang zur Stadt einschlagend. „Ich verliebe mich da in dieß fonderbare Mädchen mit dem aschblonden Haar und dem schwarzen Hegenblick, und das hat — ich weiß es wohl — heute Morgen angefangen, als ich sie zum Dorfe trug! Es muß wohl so sein, man ist verloren, wenn man einmal ein schönes Weib im Arm gehalten!... Da ist auch gar nichts in und an ihr von den anderen Weibern; sie ist so fromm und gut; sie überläßt sich mir, einem Fremden, und dabei schaut ihr die Unschuld aus den Augen. Ist das hier in Spanien so Sitte, oder...“

Er griff stärker aus und schaute, unmutig über sich selbst, auf das jetzt so stille, von der Morgensonne bestrahlte Meer, das ihm gestern Abend so übel mitgespielt. Jeder dunkle Punkt auf der leise gegen den Strand schlagenden Flut erregte seine Aufmerksamkeit, denn er meinte, den unglücklichen Kapitän oder sonst Einen der Mannschaft an das Ufer treiben zu sehen.

„Der Kapitän war — ich will ihm jetzt nichts Böses nachsagen — ein schlechter Seemann, obgleich er Dalmatiner war. Wie ein Walschlappen hing er während des Sturmes auf der Brücke. Weib und Kind läßt er nicht zurück und an ihm selbst ist also wenig verloren gegangen.“

Der Sonnenglanz auf der Meeresfläche, das Glitzern der Salzkruste auf dem Uferfies blendeten seine Augen, die hartgetrocknete Kleidung belästigte ihn, aber unverbroffen schritt er vorwärts. Das schöne Weib kam ihm nicht aus dem Sinn, wie er es aus dem nassen Moos gezogen und in seinen Armen getragen, aber „es ist Menschenpflicht!“ rief er sich immer wieder zu.

Auf der Hälfte des Weges sah er einen dunklen Gegenstand sich längs des Ufers bewegen und der kam näher und

näher. Wolf erkannte ein Thier, das mit der Nase am Boden in scharfem Trab daher kam, dann plötzlich den Kopf in die Luft hob und in wilden Sätzen ihm entgegen eilte.

„Hor! Bei Gott, er ist es!“ rief er, als der Hund mit lautem, freudigem Gebell heran und an ihm aufsprang, um ihm das Gesicht zu lecken. „Armer Kerl, hast auch Salzwasser schlucken müssen!“ Wolf fuhr ihm mit der Hand über das zottige Fell, das wie von einer getrockneten Laster bedeckt war.

Hor trug die Schlinge eines zerbißenen Hansstricks um den Hals; man mochte ihn auf der Suche nach seinem Herrn eingefangen haben, nachdem auch er halb todt das Ufer erreicht. Das Thier war außer sich vor Freude und sprang in tollen Sätzen um ihn her. Wolf liebte den Hund mehr als die Menschen, seit heute aber war's ihm, als sei ihm Jemand doch noch lieber; aber er hatte darüber noch keine klare Vorstellung.

In dem Städtchen Estepona sah man mit Erstaunen die riesige Gestalt des Fremden in so arg zugerichteter Kleidung mit dem zottigen Hunde durch die Straßen gehen.

Wolf trat in die erste beste Fonda, in der man leidlich französisch verstand, und ließ sich zu einem Geschäftsmann führen. Mit dem schlechten Erlös aus seiner kostbaren Uhr kaufte er Kleider für sich und Lucy. In dem Städtchen aber trugen nur Wenige französische Moden, er fand also nach vergeblichem Suchen nur eine hübsche seidene Basquina, eine Mantille, ein Busentuch und einen Fächer. Dann mietete er eine Kalesche und fuhr zum Dorfe zurück.

Lucy war glücklich, ihn wiederzusehen. Sie schickte ihn hinaus und nach Kurzem durfte er wieder eintreten, sie in der neuen Kleidung anzuschauen. Keine Andalusierin war so schön wie sie! Wolf, berauscht von ihrem Anblick, nicht überlegend, was er am Morgen schon Gefährliches von der Berührung eines Weibes gesagt, bat, sie küssen zu dürfen, und sie reichte ihm lächelnd die wieder frischen Lippen hin.

Die Folge davon blieb auch nicht aus. Als er die beiden Fischerweiber belohnte und neben ihr sitzend wieder gen Estepona fuhr, war's ihm wunderbar zu Muth. Er verließ den Wagen, um neben demselben herzugehen, aber ihm ward nicht besser. Wenn sie plauderte und wenn sie in sich versinkend schwieg, immer ging ihm das Herz so schnell.

Am schlimmsten war's, wenn er fürchten mußte, sie sei traurig, denn dann mußte er sprechen; und wenn er sie ansah in Folge seiner Gedanken, so wollt' er ihr zürnen; wenn aber auch sie ihn dann anschaute, zuckte es ihm in's Herz und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

„Lügen wir Beide doch tief unten im Meer!“ grüllte er. „Uns Beiden wäre besser, denn gut kann es so nicht sein, nicht werden! Allerdings ist sie frei und hat keinen Anhang und ich bin es auch; aber weil wir Beide es sind, warum wollen wir uns unglücklich machen! Ich bringe sie bis nach Marseille und dann... Vielleicht kann ich sie auch schon drüben in Gibraltar auf ein Schiff bringen und ihr da Adieu sagen... Nein, Marseille ist besser, ich muß sie wenigstens so weit begleiten; der Weg von da nach Deutschland ist für sie noch weit genug.“

Er trat an den Wagen, um ihr seinen Plan mitzutheilen, aber der kam ihm nicht über die Lippen, als des Mädchens sanfter Blick ihn traf.

„Wir werden mit dem elenden Gefährt heute Gibraltar nicht mehr erreichen!“ sagte er, sich abwendend und sich seiner schämend. Und so ging es auf dem ganzen Wege. Noch einmal kam er darauf zurück. „Ich glaube ganz bestimmt, Don Armero ist auch nicht mehr am Leben, und wenn Sie wieder heimkehren wollten, Lucy...“

Mit stummem Vorwurf schaute sie ihn an, dann blickte sie trauernd vor sich nieder.

„Wenn ich Ihnen lästig bin...“

„O behüte! Glauben Sie denn, es werde mir nicht wehe thun, mich von Ihnen zu trennen? Wir wollen nicht mehr davon sprechen.“

Wolf bemerkte, wie das Frösteln sie wieder überfiel und ihr Antlitz so schnell die Farbe wechselte. Mit geheimer Besorgniß setzte er sich zu ihr und trieb den Fuhrmann zur Eile.

„Sie bedürfen der Ruhe,“ sagte er, selbst beunruhigt. Lucy war schweigend geworden; er sah wiederholt, wie sie ein Zittern der Hände verheimlichte, wie sie sich abwandte, um den Wechsel der Farbe auf ihrem Antlitz ihm zu verbergen.

„Sie will stärker erscheinen, als sie ist!“ dachte er mit steigender Unruhe.

Stunden vergingen. Wolf war recht verstimmt geworden. Er trieb immer zur Eile.

„Man läßt uns zur Nachtzeit nicht in Gibraltar ein!“ behauptete der Fuhrmann.

„Wir gleichgültig! Vorwärts!“

Ein schwerer Tag, eine noch schwerere Nacht verstrich ihm. Lucy lag endlich im Fieber neben ihm. Er hatte den Arm um sie gelegt und sie überließ sich ihm wie ein gebildetes Kind.

Erit mit Tagesanbruch erreichten sie ihr Ziel, und vor dem Kings-Arms-Hotel hob Wolf seine von Fieberhitze glühende Gefährtin aus dem Wagen.

# VIII.

Schlimme Tage waren für Wolf gekommen. Lucy's Zustand war nicht ohne Bedenkllichkeit, der Arzt sprach von einem Nervenfieber.

Aber Wolf war trotz all' seinem Unmuth über sich,

über sein Schicksal, über die ganze Welt, unermüdlich. In seinem Zimmer allein, fluchte er, verwünschte er seinen Einsatz, nach Andalusien zu gehen. Er, der freieste Mann, der keinerlei Fesseln an sich gebunden, mußte hier in dem elenden, mit Kanonen gespickten Steinklumpen sitzen! Und all' das war über ihn gekommen durch diese verwünschte Begegnung in der Alhambra.

Er stieg ingrimmig umher auf den riesigen Felsenterrassen, auf welchen die Geschütze zwischen Rosen, Myrten und Granaten ihre Häufe gegen die Meerenge hinausstreckten; er sah, habend mit seinem Gesicht, zwischen den hohen Blumenanlagen der Alameda, blickte verbroffen auf die Schiffe hinab, die da unter ihm mit so lustig flatternden Wimpeln auf dem Wasser schwammen, während das seine auf dem Grunde des Meeres lag; er setzte sich in eins der Wirthshäuser, um seinen Kummer zu ertränken, aber mit fieberhafter Unruhe trieb es ihn immer wieder zurück, um zu hören, wie es mit der Kranken stehe.

Und mit Lammesgebuld sah er an ihrem Lager, wenn die Pflegerin, eine deutsche Diakonissin, ihn gerufen, ihm gesagt hatte, die Kranke begehre nach ihm.

Lucy ertrug ihre Schmerzen mit dem Muth eines Engels. Sie lächelte, wenn er zu ihr trat, sie reichte ihm die fieberheiße Hand, er aber mußte sich abwenden, wenn er das franke, matte Auge sah. Stundenlang durfte er sie nicht verlassen; sie sei ruhiger, wenn er da, hatte ihm auch die Diakonissin versichert; aber er selber litt ihre Schmerzen mit.

„Ich werde auch krank werden, obgleich mir das noch nie passiert ist! Es ist ein Jammer, so ein armes, schwaches Geschöpf leiden zu sehen!“ stöhnte er, wenn er sie verlassen. „Der Arzt ist ein Pfuscher! Er hätte sie längst wieder herstellen müssen!... Und daß mir das Alles auf den Hals kommen mußte!“

Er mied die Berührung mit den englischen Offizieren, den täglichen Gästen des Hotels, wie er überhaupt den Umgang floh; er sah immer allein im Gastzimmer, und Niemand suchte auch den Einsamen.

Dennoch passierte es ihm, daß eines Abends ein älterer Herr mit tiefgebräuntem Gesicht, scharf umkriekten Augen und halb ergrautem Vollbart zu ihm trat, der lange ihm gegenüber an einem andern Tisch gesessen und ihn beobachtet hatte.

Er bitte um Verzeihung, wenn er zudringlich erscheine, sagte er in englischer Sprache, höflich, aber mit einer Sicherheit im Benehmen, die den weitgereisten Mann verrieth. Er heiße Baron Eschenburg, sei ein Deutscher, vielleicht täusche er sich nicht, wenn er in Wolf einen Landsmann vermuthete.

Der Letztere nahm das ziemlich kühl und gleichgültig hin und antwortete dem Mann in seiner Muttersprache.

„Gestatten Sie mir, einige Minuten an Ihrem Tische Platz zu nehmen?“ fragte dieser, schon den Stuhl nehmend. Wolf nickte schweigend. „Ich hatte nämlich einen Freund,“ fuhr der Fremde fort, während Wolf in den verwitterten Zügen des Mannes suchte und in dem Gesicht etwas Lauerndes zu finden glaubte; „er hieß Hangenstein, Bernd von Hangenstein, und ich finde in Ihren Gesichtslinien eine frappante Aehnlichkeit mit meinem Freunde.“

„Er war mein Vater!“ Wolf berührte die Mittheilung des Fremden sehr wenig, aber er meinte ihm Antwort schuldig zu sein. Dieser beerbte den Kellner, ihm seine Flasche herüberzutragen, und etablirte sich zu einer längern Unterhaltung an dem Tisch.

„Also Ihr Vater... Und er war? Sagten Sie nicht: er war?“

Wolf nannte ihm das Todesjahr seines Vaters und blickte phlegmatisch in das mit tiefen Runzeln durchgrabene Gesicht, bis dasselbe ihn dennoch zu fesseln begann, denn der Mann hatte etwas Kühnes, Entschlossenes in seinen Zügen, seine Augen blickten so scharf unter den entfärbten Brauen, seine Stirn war hochgewölbt und edig, seine Hände zeigten noch die Spuren der Arbeit, und doch verriethen die Kleidung, die Haltung, die Sicherheit seines Benehmens, daß er in günstigen Verhältnissen lebe.

„Hm, so hat er's also doch nicht lange mehr mitgemacht! Konnt's mir wohl denken!“ Eschenburg legte die Stirn in die braune, von Sommersprossen übersäte Hand, kratzte die langen Finger über dieselbe, sann vor sich hin, setzte dann das Glas an den Mund und leerte es.

„Wir haben viel gemeinschaftlich durchgemacht, Ihr Vater und ich... Ja, sehr viel! Aber es lohnte sich! Ich schätzte ihn schließlich wohl so auf eine Viertelmillion ägyptische Pfund! Hat aber auch wohl Keiner so hart gearbeitet wie wir Beide, und es haben sich Zweie auch wohl selten so gut vertragen wie wir! Er war ein toller Kerl, entschlossen zu Allem! Ich erinnere mich noch heute, wie mir seine Erscheinung imponirte, als er in Bulak am Nil in das Kaffeehaus trat... Aber es interessiert Sie doch, einen alten Freund Ihres Vaters von diesem sprechen zu hören?“

Eschenburg blickte auf. Wolf nickte schweigend. Er konnte nicht recht Vertrauen zu diesem Gesichte fassen. Allerdings aber hatte er Interesse für die Rede des Mannes gefaßt, nicht um des Vaters willen, nur aus Neugier.

„Ich habe nie gewußt, daß er einen Sohn habe,“ fuhr Eschenburg fort, gedrängt zur Mittheilung durch eine Erinnerung, die ihm eine angenehme zu sein schien. „Ich war damals erst durch Schaden klug gemacht worden. Ich hatte mich nämlich von einem griechischen Geschäftsmann,

den ich in Wien kennen gelernt, überreden lassen, in Deutschland zu Gelde zu machen, was ich befaß, um mit ihm einen Eisenhandhandel in Aegypten zu beginnen. Der Mann hatte mir dieß Geschäft als so überaus einträglich geschildert, daß ich goldene Berge zu finden hoffte. Ischariotis — so nannte ich ihn später, den Schuft; er hieß eigentlich Isariotis — er verstand allerdings sein Geschäft, auf das er in Europa reiste, aber in seinem eigenen Interesse.

„Ich kam auch mit einer ganz anständigen Summe nach Kairo, wo er mich erwartete; wir associirten uns, — er ging den Nil hinauf nach Khartum, wo er die Elephantenzähne, Straußenfedern, kerdosanische Häute und Gummi aufkaufen sollte. Das geschah denn auch; während ich zugleich den Baumwollenhandel begann, sandte er bedeutende Ladungen den Nil herab; aber sie waren so theuer, daß ich Alles ohne Gewinn, sogar mit Schaden loszuschlagen mußte. Ischariotis blieb in Khartum, so war es verabredet; durch einen arabischen Kaufmann von dort erfuhr ich aber, daß er dort lebe wie ein Fürst, Dutzende von Sklavinnen halte, den Gouverneur mit großen Geschenken bestecht, und daß die Preise, die er unserem Geschäft anrechne, das Vierfache von dem betrügen, was man den Arabern und Negern zu zahlen gewohnt.“

„Nach Verlauf von einem Jahr sah ich, daß mein Geld arg zusammengeschmolzen; Ischariotis, der noch einige tausend Pfund von mir in Händen hatte, ließ gar nichts mehr von sich hören, und mir blieb nichts übrig, als ihn selbst aufzusuchen und Rechnung von ihm zu verlangen... Ischariotis aber war aus Khartum verschwunden und mein Geld mit ihm... Aber vielleicht langweile ich Sie?“

„Durchaus nicht!“ versicherte Wolf, dem der Mann jetzt interessant wurde.

„Nun, die Hauptsache für Sie kommt ja auch erst!“ fuhr Eschenburg fort. „In Khartum gingen mir also die Augen auf; ich sandte an meinen Disponenten in Kairo Ordre, die Vorräthe zu jedem annehmbaren Preis zu verkaufen, aber was that auch der Lump? Er verkaufte und verschwand mit dem Geld, Niemand wußte wohin. Als ich nach Kairo zurückkam, war mein Magazin leer. Ich hatte drei Viertel meines Vermögens verloren...“

„Während ich nun in Kairo überlegte, daß ich eigentlich nicht so umsonst nach Khartum gegangen sein sollte, denn ich hatte die dortigen Verhältnisse kennen gelernt, führte mich der Zufall in einem Kaffeehause mit Ihrem Vater zusammen. Geben Sie Acht, jetzt muß die Sache auch für Sie interessant werden.“

Wolf nickte wieder. Er hatte nie von seinem Vater reden gehört.

„Er war nicht sehr mittheilungsfähig, der Bernd! Ich sah's ihm an, daß er nach Aegypten gekommen war, um hier sein Glück zu suchen, wie damals so viele Andere thaten. Mir gefiel die große, robuste Gestalt, sein Gesicht, das von Entschlossenheit sprach; ich errieth, daß ich einen Mann von Muth und Energie vor mir habe, und den brauchte ich für meine Pläne, zu deren Ausführung auch ich Kraft und Ausdauer genug zu haben meinte.“

„Um es kurz zu sagen: wir waren bald einig. Bernd hatte einen Haß auf die ganze Menschheit, die ihm wohl was angethan haben mochte, und das paßte mir gerade. Er ging auf meine Pläne ein. Der Rest meines Vermögens sollte die Grundlage unserer Operationen sein, und schon einige Wochen darauf waren wir auf dem Wege zum oberen Nil. Khartum sollte unser Stapelplatz werden. Es ist ein elendes, stinkendes Nest zwischen dem blauen und weißen Nil, in welchem die türkische Karabatsche über dem Rücken einer miserablen Bevölkerung von Arabern, Beduinen und Negern schwebt, eines Auswurfs orientalischer und europäischer Völker, einer ganzen Kolonie raubgieriger Strolche aus aller Welt Enden.“

„Wir hatten indeß Glück von Anfang an. Der Gouverneur, ein Lump, der immer die Hände offen hielt, wie alle ägyptischen Gouverneure, erinnerte sich des Vatschichs, des Trinkgeldes, das er schon von mir bekommen; er leistete uns also allen Verschub, als ich ihm sagte, wir seien gekommen, um einen Trupp in Sold zu nehmen, mit welchem wir zunächst nach Gondokoro am Ufer des Sozallensflusses vorzugehen beabsichtigten, um dort eine Faktorei für unsere Handelsgeschäfte zu gründen, die unser Magazin in Khartum versorgen sollte.“

„Mit Hülfe der Beamten des Pascha gelang es uns, hundertundfünfzig Mann aufzubringen, die wir scharf bewaffneten und auf Monate vorausbezahlten; ihre spätere Löhnung sollte in Produkten, das heißt einem Antheil an der Jagd bestehen, die Abrechnung sollte nach Jahr und Tag bei der Rückkehr geschehen. Ein gemiethtes Schiff nahm unsere Expedition, unsern Proviant, unsere von Kairo mitgebrachten Waaren, Kallise, Perlen, Spiegel und allerlei werthlose Quincaillerie auf, mit denen der Tauschhandel bei den Schwarzen getrieben werden sollte, und so erreichten wir nach langer Fahrt Gondokoro. Es war uns unterwegs nichts Wesentliches passiert, als daß Bernd zwei schwarze Kerle mit eigener Hand niedergeschossen, die eine Meuterei unter unseren Leuten zu stiften sich bemüht.“

„O, Ihr Vater war der richtige Mann für mich, einen besseren hätte ich nicht finden können! Mit seiner athletischen Gestalt, seinem Muth beherrschte er unsere Bande und das Wort Sentimentalität kannte er nicht. Das gib's überhaupt da oben am Aequator nicht mehr, und ein albernes Vorurtheil ist es, das versichere ich Sie,“ fuhr er fast heftig auf, „was man in Europa gegen den Sklavenhandel spricht



Marille. Nach einer Photographie geschnitten von G. Weger. (S. 66.)



Hammerdorfer.



„Hopner“, altfährische Bürgertracht in Hermannstadt.



Bistritzer Bauernmädchen zum Kirchgang gekleidet.



Hochzeitzug.



In der Arbeitsschule zu Bistritz.



Ehepaar aus dem Abniederlande.  
Die Sassen in Siebenbürgen. (S. 66.)



Vorstadtbewohner aus Bistritz. Sonntagstracht.

und schreibt. Die Leute reden wie der Blinde von der Farbe; Waare ist Waare, ob sie schwarze Haut oder weißes Elfenbein ist, oder will man durchaus diese Nigger als Menschen betrachten? Was ist's Anderes, wenn ich Jemandem einen solchen verkaufe, als wenn ich bei uns Jemandem gegen Provision einen Arbeiter verschaffe! Nur wer diese Bande kennt, die vor dem Thier nichts voraus hat als eine Sprache voll viehischer Ausdrücke, so daß es besser wäre, sie hätten sie gar nicht, nur der kann darüber mitreden!"

Wolf schaute den Sprechenden verblüfft an; eine solche Aufklärung zu erhalten, war er nicht vorbereitet.

„So dachte auch Ihr Vater! Wir etablirten uns also in Gondokoro, einem ungelunden Uferplatz mit nur wenigen, die größte Zeit des Jahres verlassenem Faktoreien, um von hier aus unsere Handelsbeziehungen zu eröffnen. Wir hatten zwei Türken bei uns, die schon mit anderen Compagnien hier operirt hatten und das Feld kannten, entschlossene Kerle, die mit den Häuptlingen der nächsten schwarzen Stämme schon bekannt waren und auf einen größeren Antheil der Beute Anspruch haben sollten. Mit Proviant und Munition reich versehen, zogen wir also aus, und geben Sie Acht, jetzt sollen Sie Bernd und mich arbeiten sehen! Der erste Häuptling, schon durch Boten verständigt, empfing uns freundlich; wir beschenkten ihn und schlossen unsern Vertrag mit ihm, laut welchem er uns im Nothfall Hülfe zu leisten hatte. So ging's auch mit dem zweiten und dritten, bis wir in die Landschaft der Ullria kamen.“

„Es war ein hartes Leben; das Klima machte uns viel zu schaffen, hier aber sollte unsere eigentliche Thätigkeit erst beginnen. Ihr Vater, der ja früher Offizier gewesen, hatte das Kommando über unsern Trupp, und unter Führung unserer beiden Türken galt es die erste Waffenthat, das Ueberfallen einer Seriba, des Dorfes eines Häuptlings, mit dem unser letzter Gastfreund in Feindschaft lebte, und bei dem viel Vorrath an Elfenbein vermutet wurde.“

„Wir marschirten die Nacht hindurch auf Schleichen zwischen schroffen Bergen, hinter denen sich die weite Ebene ausdehnte. Um Tagesanbruch erblickten wir das Dorf; große Heerden waren hinter die mannhöhe Umzäunung getrieben, in welcher die kegelförmigen Hütten standen. Alles schlief noch. Während wir unsere Vorbereitung zum Angriff machten, erhob sich aber plötzlich ein lautes Geschrei, und im Nu war das ganze Dorf auf den Beinen. Die Schwarzen liefen durcheinander, ihre Speere und Schilde suchend, und ehe noch von unserer Seite eine Feindseligkeit geschehen, fielen schon die Pfeile vor unseren Füßen nieder und die große Trommel begann einen betäubenden Lärm.“

„Ich erzähle Ihnen diese unsere erste Unternehmung nur, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihren Vater bewunderte. Die Lanzen und Pfeile der Schwarzen erschienen ihm eine Kindererei; in wenigen Minuten war der Baum der Seriba erklettert unter dem Feuer unserer Remingtongewehre; was sich uns entgegenstellte, ward mit blanker Waffe niedergemacht, ein Theil der Hütten wurde in Brand gesteckt, und was nicht aus dem umzingelten Dorf entfliehen konnte, ward gefangen genommen. Den Häuptling fanden wir verwundet in seinem Bett, von seinen Frauen und Kindern umgeben.“

„Unsere erste Beute war eine der reichsten, die wir überhaupt machten; sie bestand aus etwa zweihundert Schwarzen, Männern und Weibern, einer Anzahl transportabler Kinder, einer Menge Elfenbein, einer bedeutenden Rinderherde. Auf unsere Leute fiel der ihnen schuldige Antheil an Sklaven und Rindern; unter den Ersteren befanden sich die noch jungen Weiber des Häuptlings und seine vier Töchter, hübsche Negerkinder; er selbst verendete noch am Mittag an seiner Wunde, zur großen Freude seines Todfeindes, des benachbarten Häuptlings, von dessen Leuten sich ein Trupp einfand, um, als wir weiter zogen, das ganze Dorf in Asche zu legen und zu plündern, was uns werthlos gewesen.“

„Es mag wohl bei oberflächlicher Beurtheilung etwas Graulames in dem Transport der Gefangenen liegen, aber wie soll dieses anders geschehen! Unsere Türken zeigten eine erstaunliche Gewandtheit und Übung, als die Schwarzen reihenweise an Stangen gefesselt wurden, um in unser Depot nach Gondokoro und von da nach Eintreffen fernerer Transporte nach Khartum an unsere Agenten geschickt zu werden. Zwischen unseren Leuten entwickelte sich denn auch vor unseren Augen schon ein lebhafter Tauschhandel mit der Beute, denn Alles hat ja seinen bestimmten Preis, so und so viel Elfenbein für eine Kuh, so viel Kühe für ein Mädchen, für einen kräftigen Schwarzen und so weiter.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Insel Philä (Aegypten).

(Bild S. 61.)

Der Besuch der Insel Philä an der Südseite der ersten Katarakte unweit Assuan gehört zu den landschaftlich schönsten Genüssen einer Nilreise. Die Insel erhebt sich auf rötlichgelbem Felsenuntergrund aus den blaugelben Fluten des wunderbaren Stromes, und von dem blendend klaren Himmel heben sich mächtige Tempelruinen und feinfiedrige rötlichgrüne Palmenkronen ab. Die Insel ist sehr klein, nur 400 Meter lang und 150

breit; die großartigen Trümmer von hochragenden Tempeln, mächtigen Kolonnen und Säulenhallen, welche Altersepochen von 378 vor Christi, die Zeit der letzten einheimischen Pharaonen, bis zu den römischen Kaisern in sich schließen, machen diese Insel höchst interessant. Der berühmte Isis-Tempel wurde unter Ptolemäus Philadelphus begonnen. Nahe bei Philä liegen noch andere Inseln, die ebenfalls uralte Heiligtümer aufweisen, die dem Isisdienste geweiht waren, jedoch keine dieser erlangte den Ruf wie Philä. Später lag eine römische Garnison hier, deren Ziegelhäuser in Trümmern zwischen den Tempeln noch vorhanden sind. Der Eindruck, welchen diese im Alterthum so berühmte Insel auf den Touristen macht, ist gewaltig ergreifend; es weht der Geist von Jahrtausenden der Weltgeschichte um die alten Bauten und die tablen Fels- und Trümmerruinen.

## Marseille.

(Bild S. 64.)

Die Cholera, welche in Marseille zuerst auftrat und einen so drohenden Charakter annahm, daß alle Staaten Sicherheitsmaßregeln dagegen trafen, die glücklicherweise als beinahe unnötig sich erweisen, hat auf diesen größten Hafen des südlichen Frankreichs Aller Blicke gelenkt; es wird deshalb unsere Leser interessieren, die Stadt zu schauen. Wir geben hier das Bild nach einer Photographie. Die eigentliche Stadt macht einen nächtlichen Eindruck, trotz der vielen glänzenden Schaufenster und der verschiedenen fremden Nationalitäten, die sich besonders in den Hafenquartieren tummeln; die nächste Umgebung Marseilles ist jedoch reizend, die Straßen lösen sich auf in viele Tausende von Villen, die an herrlichen, mit südlicher Vegetation geschmückten Hügeln aufsteigen. Der Kern der Stadt zerfällt in zwei streng geschiedene Hälften, die Altstadt und Neustadt. Erstere ist ein Gewirr von engen, winkligen Gassen mit hohen Häusern voll schmüßiger, finsterner Wohnungen, die Brutstätten aller möglichen Krankheiten; die Neustadt dagegen, deren schönster Theil am Meer liegt, ist freundlich, hell, hat großartige Gebäude und prachtvolle Parks. Die Hauptstraßen Marseilles, Le grand Cours und die Rue Cannebière, zeigen weltstädtisches Leben, und namentlich die Cannebière ein buntes, originelles Hofenleben in den Hunderten von kleinen und großen Cafés, Restaurationen und Läden. Auch der Hafen Marseilles ist großartig; er besteht aus dem alten Hafen, der ein Kilometer weit in das Land hinein sich erstreckt und bis 1200 Rauffahrtsschiffe fassen kann — seiner geringen Tiefe wegen kann er jedoch keine Kriegsschiffe aufnehmen — und aus sechs großen Bassins; vier Leuchtthürme markieren ihn nachts und gesichert ist er durch mächtige Wälle. Von dem gewaltigen Handel der Stadt legen Zeugnisse ab die mächtigen Magazine und Docks. Die nördliche Eingangsporte des Hafens bildet das Fort St. Jean, die südliche das Fort St. Nicolas. Vor der Mündung des Hafens liegt die Insel St. Pierre. Die Einwohnerzahl der Stadt mit Einschluß der sechs hundert Landhäuser auf den Hügeln beläuft sich auf dreihunderttausend. Obwohl Marseille eine sehr gute Wasserleitung hat und seine Lage durch den Kranz von Gärten und Hügeln, der es umgibt, gesund ist, können epidemische Krankheiten dort sehr wohl Fuß fassen durch den südlichen Schmutz, der hier sich besonders bemerkbar macht, und durch die engen, luftlosen, uncleanlichen Straßen, in welchen keine Sanitätspolizei zu herrschen scheint; dann wohl aber auch noch durch die Unkultur und Unwissenheit des niederen Volkes, das trotz der vielen Institute für Wissenschaft und Handel, die Marseille auszeichnen, auf einer sehr tiefen Stufe der Bildung steht.

## Das Sachsenvolk in Siebenbürgen.

(Bild S. 65.)

Im elften und zwölften Jahrhundert ergoß sich in Deutschlands östliche Grenzgaue, welche eben erst slavischer und magyarischer Herrschaft abgerungen worden waren, ein breiter Strom deutscher Einwanderung. Von der Ostsee bis zur Adria war ein Gürtel von Kolonisten an der Arbeit, um abendländische Gesittung nach Osten zu tragen, und es ward in dieser Zeit der Grund gelegt zur Germanisirung Nordostdeutschlands und Westösterreichs. Ungarn, das seit seiner Belehrung zum Christenthum mit Eifer die ihm von Natur und Geschichte klar vorgezeichnete Stellung eines Vorlandes des deutschen Reichs auszufüllen strebte, zog einen nicht geringen Theil der deutschen Auswanderer an, besiedelte mit ihnen große Strecken im Westen und Norden und rief selbst nach Siebenbürgen, das erst seit dem Ende des elften Jahrhunderts der Stephanstrone gewonnen worden, größere deutsche Kolonien, den Stamm des heutigen Siebenbürger Sachsenvolkes. Das Land war noch dünn bevölkert, unkultivirt und steten Einfällen der Rumänen und Weiskenege offen. Dem Kaiser König Geiza II. (1141—1161) folgten zahlreiche Kolonisten aus Flandern und vom Niederrhein; so entstanden die Kolonien von Hermannstadt, Leisnisch, Schent, dann die von Keps, endlich die an der Rodel und im Unterwald. Der Kaiser Georg im Norden des Landes ward vielleicht noch vor Geiza II. besiedelt. Die deutsche Ansiedlung im Burgenlande, dem südöstlichen Theile Siebenbürgens, stammt aber erst aus der Zeit Andreas II. (1205—1235). Dieser König berief zur Kultivirung und Vertheidigung des bezeichneten Landstriches gegen die Einfälle der Rumänen den Deutschen Ritterorden in's Land; da dieser aber der ungarischen Krone nicht Gehorsam leisten wollte und das Burgenland unter die Oberhoheit des päpstlichen Stuhles stellte, so vertrieb Andreas die Deutschen Ritter wieder mit Waffengewalt; die eingewanderten Kolonisten blieben aber, vom Könige begünstigt, in der neuen Heimat. Wie sehr dieser dieselben zu schätzen wußte, beweist der Goldene Freibrief, den er 1224 den deutschen Kolonisten der Hermannstädter Provinz ertheilte. Darnach stand an der Spitze der Provinz der vom Könige eingesetzte Hermannstädter „Graf“, des Volks Anführer im Kriege, sein Richter im Frieden. Die anderen Richter aber konnte sich das Volk selbst wählen, ebenso die Pfarrer, denen es den Zehnten zu entrichten hatte. Alle Deutschen von Broos bis Draas sollten ein Volk bilden und den Boden, auf dem sie wohnten, als freies Eigenthum besitzen. Alle sollten einander gleich und frei von allen Zöllen sein. Auch

durften sie dreimal im Jahre unentgeltlich aus den königlichen Gruben Salz holen. Sie führten ein gemeinsames Siegel, hatten aber eine jährliche Reichsteuer und dem Könige Heeresfolge zu leisten; außerdem sollten sie den König dreimal bewirtheten, wenn er in ihr Land kam, den Weinmoden, wenn er an des Königs Stelle erschien, einmal. Später ward dieses Freithum auf alle deutschen Ansiedler Siebenbürgens, die seit dem dreizehnten Jahrhundert den Namen Sachsen führten, ausgedehnt. In den verschiedenen Kämpfen, welche dann zwischen Ungarn und den Siebenbürgischen Regenten auf und ab wogten, hielten die Sachsen stets treu zu den österreichischen Herrschern, obwohl unter Kaiser Maximilian II. die Reformation unter ihnen sich verbreitete. Schon 1519 hatten Hermannstädter Kaufleute in ihr heimatliches Felsenhochland von der Leipziger Messe Luther's Lehre gebracht, welche sofort empfängliche Herzen und die kräftigste Unterstützung des damaligen Sachsenden fand. Seither sind die Sachsen evangelisch; nur ein ganz geringer Bruchtheil ist dem katholischen Glauben treu geblieben. Im achtzehnten Jahrhundert erhielt diese alte deutsche Bevölkerung durch Transmigration, d. h. durch Ueberführung evangelischer Glaubensgenossen aus Steyermark, Kärnten, Oberösterreich, dann durch Einwanderung aus Baden-Durlach, einigen Zuwachs. Dagegen fielen den wohlgemeinten Reformen des edlen Kaisers Joseph II. die alten Verfassungen der Siebenbürger Nationen, mithin auch jene der Sachsen zum Opfer. Schon jener große Fürst erkannte, daß die Erhaltung der sogenannten „Nationsuniversität“ gleichbedeutend sei mit der Forterhaltung von Privilegien, Sonderrechten und eigentümlichen Zuständen im Gegensatz mit dem Rechte und der bürgerlichen Gleichheit, welche der aufgeklärte Kaiser allen seinen Unterthanen zuwenden wollte. Wie andere Einrichtungen, so führte aber Joseph II. auf seinem Todtenbette auch die alte siebenbürgische Verfassung wieder zurück, und wenn wir von einer Abänderung unter Kaiser Franz II. absehen, den sogenannten „Regulationen“, welche mannigfache, in's öffentliche Leben der Sachsen eingerissene Uebelstände abstellten, so hat sich diese in die alte Feudalzeit passende Verfassung als eine Mumie des Mittelalters bis in unsere Tage erhalten. In der ungarischen Revolution von 1848—49 hielten die Sachsen mit den Rumänen zu Oesterreich; nach Beendigung des Aufstandes erhielt aber Siebenbürgen dieselbe Verfassung und Verwaltung, wie die übrigen Kronländer. Siebenbürgen ward in zehn Kreise und neunundsiebenzig Bezirke eingetheilt. Zu Anfang des Jahres 1861 wurde jedoch die alte siebenbürgische Verfassung abermals hergekehrt. Den 1863 berufenen Landtag zu Hermannstadt erkannten jedoch die Magyaren nicht als legal an und 1865, auf dem Landtage zu Klausenburg, auf welchem Sachsen und Rumänen sich in entscheidender Minorität befanden, ward die Union zwischen Ungarn und Siebenbürgen beschlossen. Als Oesterreich dann auf dem Felde von Königgrätz eine schwere Niederlage erlitten, kam der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn zu Stande. Die Monarchie erscheint nunmehr als österreichisch-ungarische. Siebenbürgen ging vollends in Ungarn auf; damit war auch der Untergang der sächsischen Nationsuniversität beschlossen, einer jener ständischen Institutionen, welche in unseren Tagen durch das repräsentative System und die parlamentarische Regierungsform abgelöst worden sind. In dieses System paßt keine eingebildete Korporation mehr hinein, welche den Vermittler zwischen Parlament, Regierung und Volk spielen und einen Staat im Staate bilden soll. Mit Anfang 1872 ward auch in Siebenbürgen, wie in ganz Ungarn, eine neue Gerichtsverfassung eingeführt und damit die bisherige veraltete Einrichtung der Stuhls-, Distrikts- und Komitatsgerichte als Gerichte erster Instanz aufgehoben. Nachdem schon bis dahin auch die politische Verwaltung provisorisch geregelt worden war, ward 1876 auf dem ungarischen Reichstag, in welchen die gleichberechtigten Bürger des ganzen Landes ihre Vertreter senden, ein dießbezügliches Gesetz beschlossen. Anstatt der bisherigen Eintheilung in acht Komitate, vierzehn Stühle und vier Distrikte wurde Siebenbürgen von nun an in fünfzehn Komitate eingetheilt. Auch die alte Eintheilung in Land der Ungarn, Szekler und Sachsen hörte damit auf. Die sächsischen Nationsuniversität hat keine politische Bedeutung, und als Comes oder Graf der Sachsen hat nunmehr immer der vom König ernannte Obergespan des Hermannstädter Komitats dieser Nationsuniversität vorzusitzen.

Die Sachsen in Siebenbürgen sind 211,500 Köpfe stark und wohnen in größeren Massen im Süden des Landes von Broos bis Draas, im Südosten um Kronstadt und im Norden um Distrik herum; außerdem kommen sie in nichtdeutschen Orten vereinzelt vor. Obwohl vorwiegend ein einfaches Bürger- und Bauernvolk, nehmen sie nach dem Grade ihrer Kultur unter den Völkern Siebenbürgens die oberste Stufe ein. Durch ihre Schulbildung — jeder Sachse kann zum mindesten lesen und schreiben — stehen sie in entschiedenem Gegensatz zu den anderen Nationen. Auch heute noch sind die sächsischen Städte und Dörfer die Perlen des Landes jenseits des Donauflusses. Erstes Streben nach höherer Bildung, nach höherer Kultur ist von jeher ein Charakterzug der Siebenbürger Sachsen gewesen. Und doch haben sie auch wieder jäh und unerwartetlich festgehalten an dem Hergebrachten, an ihrem deutschen Wesen und an deutscher Sitte, an den Gewohnheiten und Lebensbedingungen der Väter, festgehalten manchmal selbst da, wo die neue Zeit Besseres an die Stelle des Alten gesetzt hat. An ihnen nagen die Folgen des mittelalterlichen Junktums und des altfächsischen, vetterchaftlichen Wahlsystems, die sozialen Krankheits Symptome der Eheprozeße und der Kinderlosigkeit, wodurch sie ihrem Aussterben entgegengehen, endlich die gebundene Gemeindegewirtschaft. Der wirtschaftliche Organismus der sächsischen Ortschaften ist seit Jahrhunderten ein mittelalterliches System von Vettergesellschaften geblieben, welches keinen Zwang mehr über die wirtschaftlichen Zwecke ausdehnt. Die Gemeinde erdrückt das Einzelleben. Im Allgemeinen ist der Siebenbürger Sachse etwas schwerfällig und langsam, aber treu und bieder, ohne Falch und Heuchelei, ein lauterer und fester Charakter, in dem Feuer mannigfacher Leiden und Drangsale geläutert und gestählt. Die Sachsen haben oft trübe Erfahrungen gemacht und darin liegt auch wohl der Ursprung jener Melancholie, die einen Grundzug ihres Wesens ausmacht und sie von den heiteren, lebensfrohen Deutschen Westösterreichs so sehr unterscheidet. Unsere Illustrationen auf Seite 65 zeigen Typen des Sachsenvolkes aus verschiedenen Gauen in ihrer originellen Nationaltracht und lassen den Leser einen lustigen Guckzug schauen.

# Onkel Gustav.

Novellette

von

Rosenthat-Bonin.

(Schluß.)

Cranienburg, den 16. Juni.

„Liebste, Beste!“

„Herzensergießungen hast Du meinen letzten Brief genannt und mich gewarnt: der Amerikaner schiene Dir ein gefährlicher Mann zu sein. — Ja, siehst Du, Treueste, dafür halte ich ihn auch. Seine anfängliche Harmlosigkeit und das überaus naive Benehmen scheint nur eine Maske gewesen zu sein, denn ich habe Beweise, daß dieser Mann ungewöhnlich klug und scharfsichtig ist, trotz einer gewissen seltsamen, urwüchsigen Verbtheit und Kindlichkeit, welche er ungeachtet seines reifen Alters besitzt. Sein Benehmen hat sich sehr geändert. Er begegnet meinen Cousinen mit offenkundiger Ironie und sarkastischer Laune, die sie allein nur nicht merken. Onkel Ludwig fühlt das wohl und er ist sehr herabgestimmt. Ich begreife deshalb nicht, aus welchen Gründen Onkel Gustav nicht abreist, denn das ist mir klar, daß er die Mädchen bis in's Innerste durchschaut und erkannt hat, wie nur die Sucht, reich zu heirathen, sie leitet und daß sie sich über ihn als freier lustig machen; sie halten jedoch den Mann für so einfältig, daß sie gar nicht auf den Gedanken kommen, er könnte merken, welches Spiel mit ihm getrieben wird. Mir thut der Mann leid, denn er ist ein braver Charakter, das hat er bei vielen Gelegenheiten bewiesen, ein gesund denkender Mann mit ehrlichem, treuem Herzen und gar nicht häßlich; hat man sich erst an seine breite und starkknöchige Gestalt gewöhnt, findet man diese nicht auffällig, und sein braunes Gesicht mit den kräftigen und doch feinen Zügen, die klaren grauen Augen voll hellen Lichts und treuherzigen Lachens und das etwas gelockte, kurzgehaltene kastanienbraune Haar auf dem starken Kopfe und über der weißen, breiten, wohlgeformten Stirn darf sogar sehr hübsch genannt werden, trotz der vielen Fältchen, die stichtlich Sorge und Arbeit darauf gegraben. Ich schrieb vorhin, der Mann sei gefährlich, und das glaube ich auch — aber in anderem Sinne, als Du meinst. Denke Dir, ich halte den Onkel Gustav gar nicht für taub. Ich habe die Ueberzeugung, daß er eine schlaue gewählte Rolle spielt, um die Herzen der Mädchen zu erforschen. Du wirst Dich erinnern, daß mir vom ersten Tage seines Hierseins an gewisse Unregelmäßigkeiten in seiner Schwermüdigkeit auffielen, so zuerst, als Onkel Ludwig mich ihm vorstellte, und dann später noch öfter Ähnliches, wenn man von mir sprach — so hat er die gar nicht laut gesprochene Spöterei Fanny's, die mich bei Tische Tugendbold nannte, gehört und den Ausdruck neulich im Scherz auch gegen mich angewendet. Um völlige Klarheit darüber zu haben, ließ ich lektin, als wir allein im Zimmer waren und er sich die Photographie der seligen Tante anschaute, meine kleine Schavolbroche fallen, und sofort drehte er sich um, hob sie auf und übergab sie mir höchst galant. Der Mann hört also gerade so fein als wir Alle und scheint mir — auch abgesehen von der Maske der Taubheit — doch nicht ganz Der, für den er sich ausgibt. Man darf ihn demnach mit Recht einen gefährlichen Mann nennen. Gegen mich beobachtet er ein eigenthümliches Benehmen; den Mädchen hat er alle mögliche Kleinigkeiten gekauft, er war nämlich einige Male in Gesellschaft nach Berlin gereist — mir brachte er nichts mit. — Ob er weiß, daß ich auf diese Kinderlichkeiten, wie Kugelmännchen, Mantelschließen und Spitzen nichts gebe, ob er so wenig auf mich achtet, daß ich gar nicht für ihn existire, — dieß würde mich doch schmerzen — dem widerspricht jedoch sein Anstarren, ich muß es so nennen. — Minutenlang hasten, wenn er beobachtet ist, seine Augen auf mir und studiren jeden Zug in meinem Gesicht, jedes Häfchen an meiner Kleidung, so daß ich mich verlegen, genirt und beunruhigt fühle. Er ist gegen mich mit wenigen Ausnahmen seltsam still und feierlich ernst, und hielt neulich, als er von Berlin zurückkam, meine Hand sonderbar lange in der seinen, so daß ich jedenfalls heftig roth wurde und die Hand ihm schnell entzog, worauf er mich noch ernster und eindringlicher ansah. Ich habe mich zwar nie anders ihm gegenüber benommen, so lange ich glaubte, er wäre taub, wie jetzt. Nun nehme ich mich jedoch doppelt vor ihm und seiner Klugheit in Acht, man läßt sich einem Tauben gegenüber ja unbewußt mehr gehen in seinen sozusagen privaten Familienäußerungen. Es lastet ein schwerer Druck auf mir, wie im Vorgefühl einer Katastrophe, die bei uns eintreten müßte; so kann das nicht mehr lange fortgehen. — Wie Onkel Ludwig gemerkt hat, daß sein Bruder auf keine seiner Töchter mehr Absichten hat, so müssen es doch schließlich die Mädchen auch merken; weshalb geht der Mann, der ja gar keine Aufklärungen zu geben braucht, dieser unangenehmen Szene nicht aus dem Wege? Das Verständigste und Klügste wäre doch, jetzt so bald als thunlich abzureisen; aber nein, er bleibt, scheint gar nicht an das Fortgehen zu denken, wird von Tag zu Tag feindseliger und sarkastischer gegen die Mädchen, bis das Gefährliche hereinbrechen wird. Wie kann er sich dann aus der Affäre ziehen? Ich bange vor einer taktlosen Szene seitens der gar nicht erzogenen, leidenschaftlichen und nicht feinfühlernden Mädchen. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir

die Ankunft dieses Onkels aus Amerika so viel Sorgen und Kopfschmerzen machen würde. Wenn ich nicht die Pflicht fühlte, hier auf meinem Posten als Quasi-Wirthin bleiben zu müssen, ich würde auf und davon gehen und zu Dir kommen. Was meinst Du dazu? Erwäge diesen Gedanken für den äußersten Nothfall und bete für Deine in Mängsten lebende und schwebende

Ottile.“

„Lieber Francis!“

„Während mein erster Brief noch zu Dir schwimmt, schreibe ich schon den zweiten, Du kannst dann auf alle beide zusammen antworten.“

„Ich befinde mich in einer vertheuften Lage. Meine Schauspielerei als Tauber hat doch einen gewaltigen Hafen, der fast den großen Nutzen aufwiegt. Ich bin nämlich mit mir in's Reine gekommen. Ich will die Richte, Ottile, heirathen. Ich bin ganz nährlich verliebt in die Kleine, das ist eine Frau für mich, speziell vom Schöpfer gerade für mich geschaffen, — sie entspricht in All' und Jedem meinem Ideal von einer Frau, trotz ihres Gebrechens. Ich heirathe keine Andere als diese, und will sie mich nicht, bleibe ich lebzig und kehre unverzüglich zurück. Nun macht mir heilloses Kopfschmerzen und Herzweh meine Lüge, meine Maske als Tauber. Wie soll ich vor diese ehrliche, jede Täuschung verachtende, wahrheitsliebende Person hintreten und als Erstes sagen: „Ich habe Sie betrogen; ich höre so gut wie Sie.“ Ich kann doch meine Rolle nicht weiter spielen. Ich habe so die freudige Furcht, daß vielleicht nur meine Taubheit sie von mir fernhält, daß sie sich scheut, einen so tauben Menschen zu heirathen; das Erste muß also sein, daß ich ihr sage: ich habe hier als listiger Fuchs, unter falscher Flagge mich eingeführt — eine verdamnte Lüge! — „Bleibe auf dem geraden Wege, Gustav“ — das war eine Hauptlehre meiner seligen Mutter, die sie mir als erste Lebensregel hundertmal vorgehalten hat. Wäre ich doch der gefelgt. Ich hätte sicher auch ohne Taubheit keine der drei Brudertöchter genommen und mein Blick hätte ohne Zweifel die Ottile sogleich als echte Perle unter dem gleichenden Glas herausgefunden. Du hattest Recht, alter Junge, das war eine vertrackte Pankseeidee. Ich, der ich in meinem Leben nie etwas krumm gemacht, muß bei dieser so wichtigen Sache solch' eine tolle Maske anfangen! Jetzt sitz' ich tief drin und weiß gar nicht, wie mich mit Anstand da herauswinden. Wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, ob das Mädel mich will! Würde sie mich lieben, bangte mir nicht, denn die Liebe überwindet Alles, und dieß Prachtfräulein würde mir vergehen, wenn ich ihr die Beweggründe meines Handelns klar machte; aber da ich das nicht weiß, so fürchte ich, daß eine Aufklärung meinerseits oder ein zufälliges Entdecken des Schwindels ihrerseits — denn sie ist eine vertheuften kluge Person — eine etwa entstehende Neigung bei ihrer kolossalen Wahrheitsliebe und offenen Ehrlichkeit sofort ersticken könnte. Das ist eine Zwidmühle, Francis! Ich habe mich noch nie in einer ärgeren Klemme befunden. Was rathest Du mir? Wenn Du nicht sofort antwortest, ist die Welt hier schon eingestürzt, bevor Dein Brief ankommt. Ich kann mich nicht lange mehr hier halten, das fühle ich. Sage Batty, dem Getraidehändler, daß er, wenn der Kalifornier Weizen billig wird, 1000 Bushel für mich einkaufen soll.“

Dein Gustav.“

Cranienburg, den 28. Juli.

„Beste Freundin!“

„Du hast Recht, ich habe eine stille Neigung für Onkel Gustav; ja, ich liebe ihn, aber wie darf ich, ein altes Mädchen, eine hinkende Person, nur meine Augen zu ihm erheben, nur an eine entfernte Möglichkeit, ihn zu heirathen, denken? Ich hab' ja gar kein Recht dazu, es wäre ja so gewisslos, wenn ich ihm die Bürde einer breithaftigen Person auflassen wollte — hat der Mann dazu so lange mit dem Leben gerungen und ihm endlich die Güter zu einem freien, sorgenlosen Leben abgetroht, um mit einem alternden, von der Natur unglücklich ausgestatteten Weibe ein Heim zu begründen? Die Moral, die Religion, mein Herz verbietet mir solche Gedanken und dennoch hoffe, sehne, wünsche ich — wer kann seinem Herzen gebieten! Ich muß es walten lassen, jedoch mein Kopf soll mit feurigem Schwerte vor ihm Wache stehen und ihm zurufen, wenn es heraustreten will aus dem stillen Duldern, wozu das Schicksal es bestimmt hat: „Zurück, du thust Unrecht!“ Aber warum soll eigentlich mein Herz nicht fühlen dürfen und die schmerzliche Seligkeit des Liebens für sich empfinden? Weiß ich doch gar nicht, absolut nicht, ob er an mich denkt. Sein auffälliges Benehmen — es gibt jetzt sogar schon den Mädchen zu denken — kann ja Abneigung sein, denn der Mann thut beinahe, als ob er mich fürchte. Er ist unruhig in meiner Nähe, und wenn ich ihn ansehe, wendet er beinahe verlegen den Blick ab, ganz gegen seine sonstige Art, mich mit den Augen so still, klar und forschend auszuforschenden. Wenn er dennoch Neigung zu mir hätte? Was soll ich thun, was muß ich thun? Mir schwindelt der Kopf und wallt und wogt das Herz — mir, der bald Dreißigjährigen. — Wohin ist meine Vernunft und mein tüchtler, klarer Verstand gerathen? Alles hin, Alles fort! Mir ist manchmal zu Muth, als sollte ich fliehen, fern bis an's Ende der Welt, und dennoch möchte ich das Haus nicht verlassen, weil ich eine Stunde seine Nähe zu entbehren fürchte. Ich zittere, daß er bald abreist, und dennoch muß ich es Onkels und

meiner Cousinen und ja auch meiner unseligen, stets wachsenden Leidenschaft wegen aufrichtigst wünschen. Doch wer weiß, was geschieht — vielleicht kann ich mich plötzlich so weit aufraffen — lasse das Haus und Alles im Stich, um all' den Wirrnissen zu entfliehen, und eile zu Dir, um mir Trost und Ruhe in Deiner friedlichen Behausung zu verschaffen.“

Deine gebeugte Ottile.“

„Kaum hatte ich diese Zeilen beendet, ruft mich Onkel Ludwig. — Denke Dir, was geschehen ist! — Fanny muß eine Anspielung des Inhalts gemacht haben, daß die Leute sich aufhielten über die Anwesenheit eines so jugendlichen Onkels im Hause ihres Vaters, darauf hin äußerte Onkel Gustav den Wunsch, in Gegenwart des Vaters und der drei Töchter, auch ich sollte dabei sein, etwas erklären zu dürfen. — Man versammelte sich also im Wohnzimmer, ich wurde herabgeholt, und Onkel Gustav begann folgendermaßen: „Berehrte Anwesende! Ich bin nicht taub,“ — hiebei sah er nur mich forschend an —, „ich höre so gut wie ihr Alle. Meine Taubheit war nur das Mittel, durch welches ich die Wahrheit erfahren wollte. Ich bitte dieser kleinen Maske wegen allerseits um Entschuldigung.“ — Meine Cousinen wurden abwechselnd sehr bleich und sehr roth und Onkel Ludwig war wie vernichtet. „Was ich nun in Erfahrung gebracht,“ fuhr Onkel Gustav ruhig, fast geschäftsmäßig fort, „ist, daß meine drei sehr hübschen und sehr liebenswürdigen Nichten mich mit, und, wie ich annehmen darf, auch ohne meine Taubheit nicht übermäßig gern zum Manne nehmen — dagegen für mein Geld ein übergroße Liebe haben — das finde ich gar nicht unvernünftig — ich möchte jedoch auch etwas meiner Person wegen geliebt werden, selbst als tauber Mann, und meine angebliche Taubheit hat mich darüber aufgeklärt, daß dieß hier gar nicht stattfindet. Nur bei einer Person bin ich darüber im Zweifel. Sie wußte, daß ich nicht hörte, und äußerte doch nie das geringste Mißfallen betreffs meiner Person, hatte nie das Geringste an mir auszufehen, sondern sprach sogar, allerdings nur am ersten Tag meines Hierseins, gegen die Ansicht der Uebrigen sehr zu meinen Gunsten. Diese Person sind Sie, Ottile. Nun, ich bin's gewohnt, gerade auf mein Ziel loszugehen. Haben Sie diese günstige Meinung für mich noch, Ottile? Sagen Sie, würden Sie mich heirathen?“

„Mir wurde bei diesen Worten so schwindlig, daß ich glaubte, umsinken zu müssen, mein Herz klopfte mir bis zum Hals und es brauste mir wie ein Meer vor den Ohren.“

„Ich bin alt, ich hink, ich kann gar nicht daran denken, zu heirathen!“ stöhnte ich endlich in die verzweiflungsvolle Pause nach der Frage, in welcher die Blicke meiner Cousinen wie Tiger auf mich gerichtet waren.

„Sie haben das rechte Alter für mich,“ fuhr Onkel Gustav fort, „und was das Hinken anbetrifft, so werden Sie eine Equipage zum Fahren und Dienerschaft genug haben, die für Sie sorgt, außerdem habe ich bemerkt, daß Sie so gut und so tüchtig sich bewegen und im Hause walten können, als hätten Sie den Fehler nicht. Ich habe, während Sie mich für taub hielten, Ihren Charakter erkannt, Sie haben keine Rolle vor mir gespielt mit Mienen und Geiten, während Ihre Worte und Ihr Herz ganz andere Dinge sprachen. Sie haben mir Ihr wahres Herz ohne jede Absichtlichkeit gezeigt, und es fragt sich also jetzt nur, ob Sie mir diese Täuschung, die ich ja auch Ihnen gegenüber antwandte, vergeben können, ob ich Ihnen nicht zu alt bin und ob Sie so viel Neigung für mich empfinden, um mein Weib zu werden.“

„Der Ausdruck „sein Weib“ brachte mir das Herz fast zum Ueberwallen — es war so innig, so warm, so männlich und gemüthlich ihm von den Lippen gekommen, daß ich Alles vergaß, was ich mir vorgenommen und für Recht und Pflicht gehalten hatte, und ausrief: „Ja — ich kann es!“ — Dann kam mir aber ein schredlicher Gedanke. Ich war nicht ehrlich gegen ihn, ich habe ja gleich gemerkt, daß er gut hörte und, — ich wußte es jetzt — mein Benehmen doch etwas darnach eingerichtet, weil ich — der Wunsch keimte mir tief im Herzen — ihm gefallen wollte. Es kam mir vor, als hätte ich seine Neigung erschlichen, durch List gewonnen. „Nein,“ rief ich daher, „Herr Langhoss, ich kann nicht, denn ich fühle mich nicht würdig Ihres Vertrauens!“ Nachdem ich das „Ja“ gesprochen, waren meine Cousinen, bebend vor Wuth und Zorn, aus dem Zimmer geeilt und mein Onkel hielt es auch nicht für nöthig, Zeuge der vollständigen Zertrümmerung aller seiner Hoffnungen zu sein — wir waren also allein im Zimmer.

„Sie sagten erst Ja und da sprach Ihr Herz, wie ich hörte, und nun rufen Sie Nein!“ nahm darauf Onkel Gustav das Wort, mich ernst und klar ansehend. „Können Sie mir denn die kleine Täuschung gar nicht vergehen? Dann ist Ihre Liebe zu mir auch nicht sehr stark,“ fügte er leiser, wie traurig hinzu.

„Ich begann zu weinen.“

„Onkel Gustav nahm meine Hand.“

„Das ist es nicht,“ schluchzte ich unter strömenden Thränen. „Ich habe Sie betrogen, ich habe Sie denken lassen, ich glaubte an Ihre Taubheit, und doch wußte ich sehr bald, daß Sie gut hörten, und habe mich so benommen wie einem Guthörigen gegenüber.“

„Onkel Gustav stuchte und sah einen Moment starr zu Boden. „Haben Sie sich denn anders gegeben als sonst, viel anders, wie wenn Sie an meine Taubheit geglaubt hätten?“ fragte er endlich.

„Nein, fast nicht anders, denn ich kann mich nicht verstellen — aber —“

„Nun, aber?“

„Ich wollte Ihnen gefallen.“

„Auch um meines Geldes willen?“

„Pfui, Ihr Geld! Nein, weil Sie mir gefielen, weil mein Herz mich antrieb — das bestimmte mich häufig, im Gegensatz zu meinen Cousinen, mein Können und Denken vor Ihnen nach Außen zu kehren. Zuerst wußte ich das gar nicht, jetzt jedoch, nachdem Sie gesagt, daß besonders mein Auftreten Ihnen dem tauben Manne gegenüber so gefallen, sah ich ein, daß ich listig gehandelt.“

„O, diese List ist keine List!“ rief Onkel Gustav darauf, „wohl mir, daß ich diese List erfahren! Sie sind noch ehrlicher, offener, braver, gewissenhafter, goldener als ich gedacht. Komm, mein Kind, schloß er, bei mir ist Dein Platz jetzt!“ Und als ich vor Schreck und seltsamer Schwärmerei gar nicht bewegen konnte, kam er auf mich zu und schloß mich in seine Arme.

„Und bin ich Dir nicht zu alt und zu häßlich und zu gebrechlich?“ konnte ich mich nicht enthalten zu sagen.

„Du bist mir die Schönste, die Liebste, die Beste, das Beste, welches Gott für mich geschaffen, zu dem er mich gnädig geführt, kam es tief und bebend aus seinem Herzen, und er schloß mir den Mund mit heißen Küßen.“

„Was sagst Du nun dazu, Bertha? Deine alte Freundin, die hinkende Ottilie, die Braut und bald die Frau eines guten, lieben, schönen, reichen Mannes — Deine Freundin, die längst jeden Gedanken an die Ehe aufgegeben, schon seit einem Jahrzehnt darauf verzichtet! O über uns Weiber! Unser Herz wird niemals alt, und kommt ein braver Mann, sind wir schwach und hilflos wie Kinder.“

„In vier Wochen schon soll die Hochzeit sein; Gustav will es so — meinen Cousinen gibt er mein Vermögen als Aussteuer — das soll ich ihnen schenken und erhalte dafür eine große Schenkung, die mir hier in Berlin auf der Bank als mein eigenes Vermögen, dessen Zinsen mein Taschengeld bilden sollen, niedergelegt wird.“



Das Vorkuhn und seine Jagd. (S. 70.)



sie um mein gesundes Gehör wisse. Denke Dir diese Ehrlichkeit — ist das nicht ein goldnes Herz — und über meinen Trug hat sie kein Wort verloren! Sie fand mein Handeln sogar klug, nur etwas amerikanisch. Na, alter Junge, jetzt mach' mir's nach, in vier Wochen ist Hochzeit; wenn Du gleich nach Empfang Dieses abreisest, kannst Du noch zur Hochzeit kommen und die Hochzeitsreise nach England und Italien mitmachen. — Hat Batty die tausend Bushel gekauft? Schwere Waare muß es aber sein. Ich will sie hier als Aussteuer auf ein Gut, das ich mir anschaffe, damit ich etwas zu thun habe, placieren.

„Leb' wohl, alter Junge; wenn der Brief zu Dir kommt, sind noch vierzehn Tage bis zur Hochzeit. Anbei die Photographie von Ottilie.“

Dein Gustav.“

### Die Panampoana.

Eine ganz eigene Art von Hörigkeit existiert auf Madagaskar. Die sogenannte freie Bevölkerung im Hopareiche steht unter dem Gehege der Panampoana, das ist des gezwungenen Dienstes, des



Die Hochkapler. Lucy, die Unglückliche, schien leblos. (S. 62.)

Pflichtdienstes, und man kann wohl sagen, daß die Freien des Landes mehr die eigentlichen Sklaven der Insel sind. Nach der Panampoana ist jede als frei geltende Person gebunden, der Königin, sobald sie es verlangt, Dienste der verschiedensten Art zu leisten: Jemand mag heute dienender Kammerherr bei der Königin sein, — morgen wird er beordert, eine Anzahl Ziegelfreier oder Holzhauer zu beaufsichtigen, dann wieder wird er mit einem Auf-

trage nach einem entfernten Punkt der Insel geschickt oder er muß der Königin auf einer Vergnügungsreise folgen u. s. w. Das mag das ganze Jahr über andauern. Immer begleitet ihn eine Anzahl seiner eigenen Sklaven, auf einer längeren Tour wenigstens acht bis zehn, und er hat dabei die Ehre, sämtliche Kosten für sich und sein Personal auf sein Konto nehmen zu müssen, denn eine Entschädigung irgend einer Art wird nicht gewährt. Und

dennoch werden alle diese Dienste ohne Murren mit größter Hingabe geleistet! Aber dieser Pflichtdienst greift noch weiter. Bald ist es der Premierminister, bald ein anderer höherer Staatsbeamter u. s. w., welche für ihre Zwecke hundert und mehr Personen nöthig haben und, um ihre eigenen Sklaven zu schonen, geschieht es, mit eingeholter Erlaubnis der Königin, unter dem System der Panampoana. Wovon diese armen Geschöpfe, da sie

## In fünfzig Jahren.

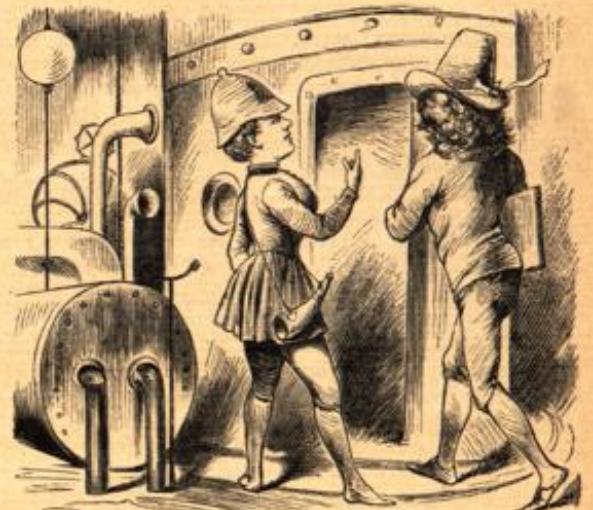
Nach Skizzen von Th. Bajaczkowski.



Ja, in fünfzig Jahren wird man es gut haben, so ein Maler zum Beispiel setzt sich dann auf sein elektrisches Bicycle, fährt,



ohne von der Finanzwacht, die, dank der Frauenemanzipation, bis dahin auch schon von Frauen versehen wird, genirt zu werden, hinaus auf der glatten Chaussee in die weite Welt.



Sehr schnell wird die Reise zum Beispiel von Deutschland nach Australien mittels Dynamitbahn durch den unterirdischen Tunnel sein. Fahrzeit von Berlin nach Sydney dreieinhalb Stunden; von da



geht's auf dem kürzesten Weg nach Afrika, wo er mit seinem optisch-mechanischen Skizzirapparat einen Wüstenjahn, der gerade mit einem Geschäftsfreund per Telephon parliert, abnimmt.



Uebnachtet in dem großen, mit vielem Comfort ausgestatteten Saharahotel,



dann geht's über's Meer mittels eines internationalen lenkbaren Reise-Verluftballons wieder weiter.



Besucht in Amerika eine der vielen großen Kunst-Eiswaren-Fabriken, kauft sich einige Gläserchen Fleisch- und Gemüsepillen, reist an den Nordpol, wo er



sich die Eklimos ansieht, die bereits bei elektrischem Licht ihre Zeitungen lesen oder sich an den patentirten Nordpol-Luftheizungs-öfen wärmen, geht endlich nach Hause, malt, was man will,



schickt die Bilder in die Welt-Generalausstellungshalle, von wo sich dann so ein Kunstmäcen die Bilder bequem per Optophon von seinem Rauchzimmer aus ansieht. Wird kommode werden, sehr kommode.

Keinen Lohn für ihre Dienste erhalten, leben, ist fast ein Räthsel. Sie mögen sich in der Zwischenzeit etwas verdienen, ihre Frauen und Kinder werden ihnen vielleicht einige Unterstützung zuschicken, und das dann noch fehlende muß gestohlen werden. Viel besser haben es dort die eigentlichen Sklaven, namentlich die Haus-Sklaven. Diese werden mit fast zu großer Rücksicht behandelt und haben sehr wenig zu thun. In einem Haushalte, der sich füglich

mit zwei oder drei Sklaven besorgen ließe, findet man eine ganze Anzahl derselben, die ihre Zeit größtentheils mit Spielen ver-tändeln. Mit der Herrin des Hauses stehen sie in gleichem Range und verkehren mit ihr ungezwungen und familiär. Sie werden gekleidet und gut genährt, sind fast immer ungewöhnlich fettleibig und stets unterschämt faul. Werden sie einmal hart behandelt, so laufen sie davon und entkommen in der Regel; bekommen sie

Schelte, so sind sie mürrisch und schmollen; wird eine Extrarbeit von ihnen verlangt, so sehen sie es als eine besondere Gefällig-keit an, wenn sie sie verrichten. In den Stadt- und Landhäusern ist es voll von diesen faulen Menschen, die man fast niemals ar-beiten sieht. Kein Wunder, daß sie mit ihrem Loos völlig zu-frieden sind.

## Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen

von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Magda schwieg. Sie hatte sich durch ihre eigenen peinlichen Erinnerungen in tiefe innere Erregung versetzt. Ihr Athem ging rascher und ihre feinen Nasenflügel schlugen in zitternder Bewegung.

„Ich bedaure fast,“ begann jetzt Albrecht theilnehmend, „daß ich Sie zum Sprechen veranlaßt habe, jetzt, da ich sehe, welchen Sturm der Bitterkeit und Entrüstung ich in Ihren Gefühlen wachgerufen habe. Aber ich weiß doch immer noch nicht, weshalb Ihr Widerwillen gegen die Männerwelt nun auch mich getroffen hat. Habe ich Sie etwa empfangen wie ein unhöflicher Hausherr einen unwillkommenen Gast aufnimmt?“

„O nein,“ erwiderte sie, „ganz im Gegentheil! Aber gerade das —“

„Nun?“ fragte er neugierig, „und gerade dieses, das hat Ihnen mißfallen? Denn eine andere Lösung für das Räthsel Ihrer Ungnade finde ich nicht — auf mein Wort!“

„Ja wohl, das hat es!“ Sie stieß die Worte fast widerwillig hervor. Dann fuhr sie ruhiger fort: „Sie konnten das nicht verstehen und können es auch jetzt noch nicht, weil Sie mich nicht kennen. Sehen Sie, ich wußte nämlich, daß Sie meinen Eintritt in Ihr Haus nicht wünschten. Tante Rosalie hatte mir in ihrer kühlen, rücksichtslosen Unbefangenheit den Brief gezeigt, in welchem Theba — mit herzlichem Bedauern — erklärte, meinem Aufenthalt hier eine bestimmt bemessene Dauer setzen zu müssen, da ihr Mann im Allgemeinen Gäste für längere Zeit und damit Erweiterung des kleinen Familientreffes überhaupt nicht wünsche.“

„Nun ja, im Allgemeinen,“ gestand Albrecht ehrlich zu. „Aber ich kannte Sie ja damals noch gar nicht.“

„Nein; aber ich kam dadurch in Ihr Haus mit dem Gefühle, auch hier wie überall zur Last zu sein; vielleicht gar ein Stein des Anstoßes für Ihr häusliches Behagen.“

„Nun,“ fragte er mit artigem Ton, „und hat sich diese allzu bescheidene Voraussetzung bei Ihnen nicht im Laufe der Zeit beseitigt?“

„Das konnte sie nicht,“ entgegnete Magda, „denn ich that dann, so viel an mir lag, um Sie in dieser Meinung zu bestärken.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Albrecht aufrichtig.

„So muß ich denn auch das noch erläutern,“ fuhr sie fort. „Aber es wird mir recht schwer. Sie wissen also jetzt, wie sehr mir die sogenannten Liebendwürdigkeiten der Herren zuwider geworden waren. Ich fühlte in diesem Punkte eine fast krankhafte Reizbarkeit. Nun aber waren Sie mir aus Theba's Korrespondenz und auch aus Herrn Ukena's mündlichen Schilderungen, als er uns in der Hauptstadt besuchte, nicht mehr unbekannt. Denn Beide sangen so uneingeschränkt, ich muß sagen überschwengliche Loblieder über — über —“

Albrecht begriff das verlegene Stottern, das Magda's Worte unterbrach.

„Ich verstehe schon,“ suchte er ihr weiter zu helfen. „Ich weiß, meine kleine Frau und der Vetter Sybo haben eine viel zu gute Meinung von mir, und da dachten Sie, ich sei auch ein unwiderstehlich Unausstehlicher. Nicht wahr?“

„Ungefähr so,“ fuhr sie wie erleichtert fort. „Und als Sie nun sich alsbald mit Artigkeiten um mich bemühten, da erblickte ich in Ihrem Entgegenkommen wieder die Wirkung meiner unglückseligen Schönheit, die mich zum willenlosen Gegenstande jeder unverdienten Bewunderung verdammt. Ich sah in Ihrer Höflichkeit, in Ihren wiederholten Versuchen, nach und nach einen vertraulichen Ton anzuschlagen, wieder die mir verhasste, siegesgewisse, herablassende Artigkeit gegen das verlassene arme Fräulein, das für jeden hingeworfenen galanten Brocken dankbar zu sein hatte. Und deshalb lehnte ich gegen Sie meine rauhe Seite heraus. Jetzt wissen Sie Alles.“

Albrecht war durch des schönen Mädchens seltsame Klage über ihr drückendes Schicksal, obgleich sie ihm allerdings „wunderlich“ erschien, dennoch ernstlich berührt, ja ergriffen worden. Es fehlte ihm daher die leichte Stimmung, um ihr vorzustellen, daß gewisse weibliche Eigenschaften mit naturgemäßer Nothwendigkeit die Bewunderung der Männer hervorrufen müssen, und daß sozusagen jegliche Würde auch ihre verdiente Würde zu tragen habe.

„Ein berechtigter Stolz!“ begnügte er sich daher, zu antworten. „Wenn Sie jedoch mit unserem Geschlechte im Kriege leben wollen, so weit dasselbe Sie nicht ignoriert, so könnte Ihnen auch leicht einmal der zuverlässige Arm eines Mannes fehlen, wenn Sie ihn im Gedränge des Lebens nothwendig brauchen.“

„Ich bin ein einsamer Wanderer,“ entgegnete sie, „und muß es versuchen, mir überall selbst durchzuhelfen.“

„Ich bewundere Ihren Muth, mein Fräulein,“ sagte er nicht ohne einen Anflug von Schelmerei. „Aber erlauben Sie mir noch eine Frage.“

„Und welche?“

„Als ich nun später auf Ihre kriegerische Haltung ein-

ging, haben Sie sich dann nicht von meiner Harmlosigkeit überzeugt?“

„Dann verlegte mich etwas Anderes. Herr Ukena trat in den Vordergrund. Und es schien mir so, als — ob — Sie —“

„Ihn hineingeschoben hätten?“ lachte er. „Nein, wahrhaftig nicht. So etwas ist Frauenarbeit. Die Idee hat allerdings in meinem Hause gespukt, aber sie ist Theba's Eigenthum. Darüber wasche ich meine Hände. Sie sehen also, Sie haben mich unschuldig für meine kleine Frau leiden lassen.“

„Jedenfalls,“ fuhr sie fort, „war es für mich zu spät geworden, mein Benehmen zu ändern, denn ich wußte, daß es mir gelungen war —“

„Mir zu mißfallen? Ich würde Ihnen jetzt sofort die Versicherung geben, daß alle Ihre Bemühungen in dieser Richtung umsonst waren, wenn ich nicht fürchtete, damit Ihnen wiederum gründlich zu mißfallen und unsere jetzt angebahnte Verständigung von Neuem zu gefährden. Denn sehen Sie, Fräulein Magda — Albrecht nannte sie zum ersten Male bei ihrem Vornamen — „es liegt mir ernstlich am Herzen, einen dauernden Frieden mit Ihnen zu schließen.“

„Mit mir? Weshalb?“ fragte sie verwundert mit einem kurzen, scheuen Seitenblick auf den Sprecher.

„Aus Dankbarkeit — für all' Ihre liebevolle Sorge um meine arme kleine Frau, der Sie eine so treue, feste Stütze geworden sind. Und die möchte ich ihr und auch meinem Hause so lange als möglich erhalten.“

Magda schien durch diese ihr wohl unerwartete Wendung des Gespräches innerlich lebhaft bewegt zu werden, denn Albrecht sah, wie plötzlich eine tiefe, brennende Röthe ihre bleichen Züge übergoß. Einen Augenblick kämpfte sie, dann fand sie die Worte, welche sie gesucht hatte. Mit ungewöhnlich weichem, fast gepreßtem Klange ihrer tiefen Stimme sagte sie:

„Wenn mir das gelungen wäre, so ist es wahrlich kein Verdienst. Theba war bisher das einzige Wesen auf der Welt, das mir in langjähriger, selbstloser Freundschaft die in halber Kinderzeit gelobte Treue gehalten hat. Und dieselbe Treue — die will auch ich ihr bewahren,“ schloß sie mit inniger, feierlicher Betonung, „so wahr Gott mir helfe!“

Albrecht hatte keine Muße mehr zu dankender Erwiderung, denn das Boot nahm jetzt seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Wind war inzwischen noch unwirksamer geworden. Mit wechselnder Stärke und Richtung sprang er hin und her, so daß das Segel unstill an den Mast zu schlagen begann und den Lauf des Bootes mehr hinderte als fördernte. Im Westen waren lange Wolkenstreifen vom Horizont heraufgeschossen, die weite Wasserfläche hatte eine dunstgraue Farbe angenommen und die lange, schwerfällige Wellenbewegung, welche die Schiffer Dünung nennen, zeigte an, daß unruhiges Wetter mit stürmischem Winde in naher, drohender Aussicht stehe. Wenn die Lage des Schiffchens auch nicht geradezu gefährlich war, so sah doch Albrecht klar, daß es ihm unter Segel unmöglich sein werde, sich durch das Augentief des Flusses wieder südwestlich bis zur Schleuse hinaufzuarbeiten, denn das Boot war bereits durch die steif gewordene Brise stark in östlicher Richtung von seinem Kurse abgetrieben und der während des Vormittags herrschende Südwind hatte nur eine schwache, niedrige Flut herausgelassen. Ebenso wenig konnte Albrecht jetzt noch daran denken, allein das Boot im Augentief des Flusses hinauf zu rudern. Während er noch die steigenden Schwierigkeiten der Lage erwog, fuhr plötzlich ein Windstoß mit solcher Gewalt gegen das halbgeriffte Segel, daß das Boot sich tief auf die Leeseite legte und der spritzende Gischt der vom Bug aufschäumenden Welle Magda überrieselte. Sie schien jedoch durch diese unerwartete Bekanntschaft weiter nicht beängstigt zu sein. Sie schüttelte sich nur, trocknete das erfrischte Gesicht und sagte:

„Das war meine Salzwassertaufe.“

„Sie haben sich brav gehalten,“ lobte Albrecht, indem er mit ihrer Hilfe das jetzt gefährlich werdende Segel vollständig strich. „Aber mich selbst kann ich nicht ebenso loben. Es war sträflicher Leichtsinns, daß ich Ihnen nachgab und die Fahrt allein machte.“

„Glauben Sie, daß wir in Gefahr sind?“ fragte Magda, ihn mit ihren großen, ruhigen Augen fest und kühl ansehend.

„Noch nicht,“ meinte er, „aber wir haben ‚vollständiges‘ Wetter, das die Thätigkeit der gesammten Mannschaft in Anspruch nimmt, und dürfen und nicht lange mehr besinnen. In zwei Stunden ist hohe Flut und schon lange vorher müssen wir irgendwo am Deiche auf festem Boden stehen.“

„Es war sehr unrecht und kindisch von mir,“ erwiderte sie mit bekümmelter Selbstanklage, „daß ich meinen unerfahrenen Eigensinn für Muth und Ihre verständigen Bedenken für —“

„Mangel daran hielt,“ ergänzte Albrecht lachend im Bemühen, noch immer leichten Herzens zu erscheinen. „Aber die Schuld trifft allein mich. Ich hätte mich durch Ihre Herausforderung nicht reizen lassen sollen. Indessen ist jetzt kein Grund, zu verzagen, wenn's auch vielleicht ohne nasse Füße nicht abgeht. Bitte, sehen Sie sich hier an's Ruder und drücken Sie fest, rechts und links, wie ich es Ihnen zürufe.“ Er hatte die Riemen ausgelegt und begann kräftig zu arbeiten. Das Schiffchen hielt jetzt gerade auf den Deich des Brockenpolders zu und begann, da es mit den Wellen lief, heftig zu tanzen und zu stampfen. Dennoch

machten sie Fortschritte, da die Flut sie vorwärts schob. Magda sprach kein Wort und sah nur dem ihr gegenüberstehenden Ruderer gespannt auf die Lippen. Dieser hatte sich einige Male umgewandt, da er dem Lande den Rücken zugekehrte; dann hatte er ihr die Kommandos für die Steuerung gegeben.

Magda warf manchen ungeduldrigen und besorgten Blick über das herannahende Watt hin der immer noch fernen, hohen, schützenden Deicheskappe zu. Jetzt gewahrte sie plötzlich ziemlich nahe vor ihnen einen breiten, erhöhten Landstreifen, der in schnurgerader Linie vom grünen Anwach's in's Watt herunterlief. Es war der Hauptweg für den Verkehr auf dem unfertigen Augendeiche. Zu beiden Seiten saßen ihn tiefe, breite Gräben ein, deren sich stets erneuernder Schlamminhalt zur Erhöhung des Weges diente. Dieser schien sich noch weiter in's Watt hinein fortzusetzen, denn zwei Reihen Befenreiser zeigten seine Richtung auch dort an, wo bereits das anlaufende Wasser den Boden bedeckte. Auf diesen Punkt arbeiteten Albrecht's schwere Anstrengungen offenbar hin. Es war nur ein mühseliger Fortschritt, den er der Strömung und dem Winde fußweise abzurufen hatte. Aber das gute Boot schwamm, wenn auch arg hin und her geworfen und von den emporleuchtenden Wellen überspritzt, auf seinem scharfen Riele wie eine Nusschale durch die Wellen. Magda schwieg; sie schien völlig in Betrachtung des Kampfes versunken, in welchem um ihr Wohlwollen die männliche Kraft ihres Gefährten sich mit den widerstrebenden Naturgewalten maß. Es war ihr seltsam unheimlich zu Sinne geworden. Ihr altes Selbstvertrauen war verschwunden vor der überwältigenden Wirklichkeit des ihr neuen Erlebnisses dieser Stunde, in der sie, ein hüßloses, schwaches Weib, zwischen grauem Himmel und mitleidlosen Wellen dahin schwebte. Sie fühlte auch jetzt keine Furcht für sich selbst. Aber es peinigte sie der Gedanke an Theba, deren Liebste auf Erden sie in ihrem Uebermuth einer Gefahr ausgesetzt hatte, einer Gefahr, deren Größe sie zuvor nicht hatte ermessen können, und bei deren Bekämpfung sie nun völlig ohnmächtig war. Zugleich aber überkam in diesem tief erregenden Augenblicke das sonst so muthige, kaltblütige Mädchen ein warmes Gefühl staunender, verehrender Bewunderung für den Mann, den sie, nach seiner täglichen Art sich zu geben, für lässig, ja für weichlich gehalten hatte, und der jetzt mit zähem Gleichmuth dem Andrang der Elemente siegreich Troß bot ohne ein Zeichen der Erregung oder gar des Verdrusses gegen sie selbst; der sogar während des harten Kampfes noch gute, freundliche Worte auf den Lippen hatte, um die Zuversicht seiner Gefährtin über Wasser zu halten. So fuhr Magda eine gute Zeit über den braujenden, rollenden Abgrund dahin. Und dabei gewahrte sie immer deutlicher, wie auch in ihrem Innern ein unruhiges, ihr bis dahin unbekanntes Meer schwanfender, einander drängender und verschlingender Gedanken emporwoll, heiße, stürmische Gedanken, die sie nicht verstehen wollte. Aber sie fürchtete sich bereits mehr vor diesem inneren Sturm als vor dem wilden Rauschen der dunklen Wassertiefe unter ihr.

(Fortsetzung folgt.)

## Birkhühner und ihre Jagd.

(Bilder S. 68.)

Eine kalte, feuchte Aprilnacht deckt noch den schlummernden Forst, kaum beginnt am Osthimmel eine hellere Färbung den nahenden Morgen zu verkünden, wenn der eifrige Jäger hinauszieht in den stillen Wald, um den edlen Birkhahn zu erlegen, denn einige Federn aus dessen Spiel — so nennt der Weidmann den Schwanz dieses Vogels — sind ein beliebter und heißbegehrter Schmuck für den wittererprobten Jagdhut.

Aber nicht überall im deutschen Vaterlande ist Birkwild zu finden; die fortschreitende Kultur, die rationelle Ausnutzung der Forste haben es verdrängt und vertrieben, denn zu seinem Wohlbefinden bedarf es oder Moore und Brüche mit Gestrüpp aller Art, namentlich mit Birkengebüsch und mit Wacholderbüschen bewachsen, oder einsamer hoher Gebirgslagen, jenseits der Grenzen des Baumwuchses, — es scheut den Menschen und die Kultur wie sein naher Verwandter, der Auerhahn.

Ein schöner, stolzer Vogel ist der Birkhahn, sein schwarzes Federkleid mit dem metallischen blauen Glanz, die großen weißen Flecken an Schulter, Brust und Unterleib, die lammartigen, brennendrothen Stellen über den Augen, Rosen in der Jägersprache, und vor Allem sein lyrisch gebogenes Spiel mit den glänzenden weißen Unterfedern machen ihn zu einer der anziehendsten Erscheinungen unserer einheimischen Vogelwelt.

Viel einfacher und schmuckloser sind die Birkhennen und ebenso auch die jungen Vögel, denen der Jäger im Herbst des Wildprets wegen nachstellt, wenn sie noch in Ketten, wie Rebhühner, zusammenhalten; rasche, unermüdbare Hunde sind aber erforderlich, die das Wild auffuchen müssen.

Die dummen kleinen Hühner zeigen kaum Furcht vor dem Hunde und bleiben ruhig sitzen, bis der Jäger sie fast mit der Hand greifen kann, bevor sie sich einschließen, hurtig davonzulaufen oder mit langsamem, geradlinigem Fluge aufzusteigen, um dann dem Schrote des Jägers zum Opfer zu fallen.

Viel größeren Reiz gewährt die Jagd auf den Birkhahn in der Walzeit, sie ist unstreitig eines der schönsten weidmännischen Vergnügen.

Wenn mit dem Erwachen des Frühlings geschäftiges Leben sich regt in Wald und Flur, wenn überall die Liebe erwacht, dann wählt sich der Spielhahn, der den Winter einsam oder doch nur in Gesellschaft anderer Hühner verlebte hat, ein freies Plätzchen im Walde, eine Moor- oder Haidestelle, die mit Heidelbeeren besanden ist, zum Balzplatz, auf dem er seinen Liebestanz, sein

Minnepiel aufführen und um die Gunst des schönen Geschlechts werben kann.

Truppweise fallen die Hähne dort ein und sofort entbrennt zwischen den von Eifersucht Gestoßelten ein heftiger, wenn auch unblutiger Kampf. Mit gestäubtem Gefieder, den Kopf gesenkt, das Spiel hoch aufgerichtet, sucht immer Einer den Andern zu vertreiben, unter Zischen und Röllern, mit wunderlichen Sprüngen raufen und balgen sich die erbitterten Gegner, daß die Federn umherfliegen, bis schließlich die Schwächeren die Flucht ergreifen und dem Stärkeren das Feld überlassen. Gelingt es den Vertriebenen nicht, sich anderwärts einen Balzplatz zu erkämpfen, so müssen sie für dieß Jahr auf der Liebe freudigen verzichten, denn nur den starken Herrn des Balzplatzes suchen die Hennen auf und dieser überwachet eifersüchtig sein kleines Gebiet und seinen Harem.

Der Sieger läßt seinen Balzgesang erschallen; in heulenden Tönen, die er mit einem gurgelnden Röllern schließt, gibt er seine zärtlichen Gefühle kund und lockt seine Schönen herbei.

Von dem Baume, auf dem er die Nacht verbracht hat, fliegt er in früher Morgendämmerung nach seinem Balzplatz auf dem Erdboden, mit wuchtigem Flügelklappe erscheint er beim Stell-dichsein.

Das Spiel ausgebreitet und aufrecht gestellt, die Federn auf dem hoch aufgerichteten Kopf und dem Hals gestäubt, mit ausgebreiteten, herabhängenden Flügeln, so beginnt er seine komischen Tänze und Sprünge und begleitet mit Flügelklappen seinen Liebesgesang; mit leisem Gackern antworten die Hennen, die sich in der Nähe eingefunden haben, und spenden ihm ihren Beifall, bis der Held gegen Sonnenanfang sein Balzen beendet und die Hennen mit seiner Gunst beglückt.

In Schußweite von einem Balzplatz, den der Jäger durch „Verhören“ der dalgenden Hähne vorher ermittelt hat, sind aus Birkenreisig und Fichtenzweigen kleine Hütten oder überdachte Gruben errichtet, die, einem kleinen Gebüsch ähnlich, sich von der Umgebung wenig unterscheiden und auch dem Hahn nicht auffallen, der die gewohnte Vorsicht und Aufmerksamkeit trotz seiner merkwürdigen Liebeserregung nicht einen Augenblick außer Acht läßt.

Lange vor Tagesgrauen hat der Jäger eine solche Hütte errichtet und wohl verborgen erwartet er regungslos mit klopfendem Herzen sein Jagdglück, und nicht lange währt es, da schlägt mächtiges Flügelrauschen an sein Ohr, ein langgedehntes, dumpfes Zischen läßt sich hören und ein dunkler Körper springt und hüpfst auf dem Balzplatz umher. Rasch nimmt der Jäger das Gewehr an den Kopf und der donnernde Knall seiner Waffe weckt das Echo des Waldes, — sein wohlgezielter Schuß hat den wackern Kämpfer aller ferneren Liebesjungen entboden.

Bei den Vorkommen ist eine lange Wittwenrauer nicht üblich, bald führen sie mit einem andern Hahn ein kurzes Eheleben, bis sie etwa Mitte Mai, jede einzeln, ein verstecktes Plätzchen aufsuchen, wo sie sich um die Fortpflanzung ihrer Art verdient machen.

G. P. Ch.



## Humoristische Blätter

### Anekdoten und Wiße.

Einer der wichtigsten Menschen war der französische Komiker Bernet, der, als er in Petersburg lange Zeit engagiert war, seiner köstlichen Einfälle wegen zu den Lieblingen des Kaisers Nikolaus gehörte. Einst hatte der Generaldirektor des Theaters große Summen verspielt, die zu dem Eigentum der Theaterkasse gehörten, und die Schauspieler erhielten daher monatelang keine Gehälter, mußten aber dennoch schweigen, weil sie sonst unbedingt arbeitslos worden wären. Dem mußte nun Bernet, als des Kaisers Liebling, abhelfen, und eines Tages, als er die Equipage des Kaisers dahinfahren sah, lief er trotz größten Unwetters auf dem Fußwege im tiefen Straßenschmutz eine ganze Meile neben dem kaiserlichen Wagen her, bis Nikolaus anhalten ließ und ihn lachend anrief:

„Sind Sie denn wirklich toll geworden, Bernet, was soll das bedeuten?“

„Majestät, lassen Sie mich in Gnaden laufen,“ rief atemlos der drollige Komiker, „ich habe die größte Eile, schon seit drei Monaten laufe ich meiner Gage nach und kann sie doch nicht einholen.“

Mit diesen Worten verschwand er um die Ecke; wußte er doch nur zu gut, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen würden. Eine sofort auf kaiserlichen Befehl angeordnete Untersuchung der Angelegenheit brachte den Künstlern ihre langersehnten Gehälter und dem leichtsinnigen Intendanten seine Verurteilung auf einen andern Posten.

### An Lieben.

Im Spielhaus sind nicht so viele Marken,  
Noch auf dem Lande so viele Karten,  
Noch in Venedig so viele Barten,  
Noch in Savoyen so viele Bären,  
Noch bei Mykistern so viel Chimären,  
Noch so viel Gewinn bei Kommisären,  
Noch so viel Streiten in Republiken,  
Noch so viel Rauf bei Wachanten-Cliquen,  
Noch so viel Geföhles in Räuberhütten,  
Noch in Champagne so viele Hasen,  
Noch fern in Rußland so viele Wäsen,  
Noch in Wästen so viele Phrasen,  
Noch in Arsenalen so viele Karthausen,  
Noch beim jüngsten Gericht so viele Bosaunen,  
Als, Liebchen, in deinem Kopfe — Launen.

Gang.



### Die Vogelliebhaberei.

Die Vogelliebhaberei ist wohl so alt wie die Welt selbst. Schon aus den allerältesten Schriften und Schriftbildern läßt sich ersehen, daß der Mensch den Vogel sich zum Genossen erwählt. Die Bibel zeigt uns, daß wir in Noah den Nestor der Vrietaubenliebhaberei zu erblicken haben. Dem Könige Salomon brachten keine Schiffe neben Gold, Silber und Eisen auch Affen und Pfauen, er war somit wohl der erste bekannte Liebhaber der Schmuckvögel. Der Pfau, der in seiner Heimat Indien noch heute als heilig verehrt wird, erfreute sich auch in Griechenland schon in alten Zeiten großer Beliebtheit, trotzdem er nur zu sehr theuren Preisen käuflich war. 500 v. Chr. wurde ein Paar Pfauen mit 1000 Drachmen gleich 1400 Mark bezahlt. Von Griechenland kam der Pfau zu den Römern und wurde von diesen schon 100 v. Chr. in großem Maßstabe gezüchtet. Nach Deutschland wurde der Pfau erst ziemlich spät eingeführt, noch im 14. und 15. Jahrhundert war er hier recht selten. Zur Kaiserzeit stand die Vogelliebhaberei in Rom in voller Blüte, und niemals sind gute Vögel so theuer bezahlt worden, wie zu jener Zeit. Papageien, die oft mehr kosteten als ein Sklave, waren schon damals außerordentlich geschätzt, besonders wenn sie sprechen konnten. Auch weiße Amseln, die man gleichfalls zum Sprechen abrichtete, waren sehr beliebt, neben ihnen auch Kraniche und andere Schwimm- und Stelzvögel, die man in großen Vogelhäusern hielt. Kaiser Severus besaß eine Taubenammlung von 20,000 Köpfen. Aber auch andere antike Völker pflegten die Vogelliebhaberei. Auf den Obelisken finden sich zahlreiche Abbildungen von Vögeln, die die Ägypter verehrten. Schon vor 3000 Jahren hatten die Chinesen Thiergärten, und die Vogelzucht wird von ihnen seit uralter Zeit betrieben. Auch bei den Urbewohnern Amerikas stand die Vogelliebhaberei in Ehren. Als Cortez in Mexiko einzog, kamen ihm die Eingeborenen mit gezähmten Vögeln entgegen. Montezuma besaß große Thiergärten und Kolumbus schon brachte prächtige Kraras nach Europa mit. Auch die Nachtigall war schon bei den alten Völkern Gegenstand der Liebhaberei und des Luxus. Eine Nachtigall, die der Agrippina zum Geschenk gemacht wurde, kostete nach unserem Geld 950 Mark. Im Mittelalter richtete sich die Liebhaberei vorwiegend auf die einheimischen Vögel, besonders auf die Singvögel. Von Exoten blieben in erster Reihe Papageien beliebt, die auch viel in Klöstern gehalten wurden. In das Mittelalter fällt auch die Einführung des Kanarienvogels. Ueber 400 Jahre sind es her, daß der heutige Liebling der gesamten civilisierten Welt seine Heimat zum ersten Mal verließ. 1478 hatten die Spanier die Kanarischen Inseln erobert und von dort aus den Zudrögel, wie er zunächst genannt wurde, in den Handel gebracht. 100 Jahre beherrschten sie denselben allein, weil sie nur Männchen ausführten. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts kamen bei einem Schiffbruch Thiere beiderlei Geschlechts nach Elba und verbreiteten sich von dort über Italien. Im vorigen Jahrhundert lag der Handel vorwiegend in den Händen von Schweizer, jetzt sind an deren Stelle die Harzer getreten. Andrasberg liefert jährlich mehr als 20,000 Hähne. Im Jahre 1882 wurden exportiert nach Nordamerika 120,000, nach Südamerika 10,500, nach Australien 5600, nach Südafrika 3000, nach dem europäischen Ausland circa 30,000 Hähne. Die Liebhaberei für einheimische Vögel hat in neuerer Zeit, seitdem das Gesetz den Fang erschwert, entschieden nachgelassen, die Preise haben sich gegen früher verdoppelt und verdreifacht. Einen ganz ungeheuren Aufschwung hat dagegen die Liebhaberei für fremde Vögel genommen. Erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erfolgt die Einfuhr dieser Thiere in größeren Mengen. Zunächst waren es portugiesische Schiffe, welche die kleinen afrikanischen Vögel, die Prachtfinken, aus den Senegalländern nach Europa brachten. Der Wellenfittig, vielleicht jetzt der beliebteste Exote, wurde 1840 zum ersten Mal lebend eingeführt. Noch 1856 kostete das Paar 120 bis 150 Mark, 1858 ging der Preis schon auf 60 Mark herunter, jetzt erhält man es bereits für 10 Mark. Der Preis der Sperlingspapageien ist in wenigen Jahren von 180 auf 20 Mark gesunken.

### Der Harem des Sultans.

Seitdem die ottomanischen Kaiser aus ihrer düstern, festungsartigen Burg an der Serailspitze nach den sonnigen Gärten des Bosporus übersiedelt waren, wurden die Haremlits in dem Mitteltrakte des Palais von Tschiragan installiert. Abdul Aziz verpflanzte seinen Harem in sein neu erbautes Zauberschloß von Dolmabahische und beließ bloß den weiblichen Hofstaat seines Bruders Abdul Medschid in dessen alter Residenz. Der jetzige Padihschah endlich nahm seinen Harem mit sich in sein lauschiges Boson retiro von Yıldiz-Kiosk, während des entthronten Murad übrigens stark reduzierter Harem nach wie vor in dem Bosporuspalast für einige Zeit belassen ward, bis endlich das fortgesetzte, allerdings harmlose Kokettieren der Haremschönen mit jedem fränkischen Kaiserpaarager den Großherrscher zur Transferrierung seiner „Schwägerinnen“ in die Souverains von Tschiragan veranlaßte, während er für die Damen seines eigenen Hauses einen prachtvollen Anzug im Sternpalast erbauen ließ. Dort in jenem Palasttrakte, dessen reich mit Gold inkrustierte Fenstergitter, die „Moucharabi“, nach dem Sphomorenparke und dem Teiche zu sich öffnen, hat Abdul Hamid die Schönen seines Harems installiert. Ihre Zahl erreicht bei Weitem nicht die imposante Ziffer, welche der Weibergewinn des ägyptischen Abdul Aziz umschloß: damals hebböckerten mehr denn sechshundert Frauen die Haremsgemächer. Heute ist die Schaar der „Kadinen“ und „Obalisten“ auf ein Fünftel reduziert, in welche Zahl jedoch die schwarzen, braunen und weißen weiblichen dienenden Geister nicht mit eingegriffen sind. Den Harem beherrscht des Großherrscher Mutter, die Sultantin Valide, eine Georgierin, deren heute noch immer interessante Züge

unverkennbare Spuren jener Schönheit tragen, die einst Abdul Medschid bewunderte. Ihr allein gebühren unter allen Mitgliedern des Hofes kaiserliche Ehren. Ihr allein kommt unter allen Bewohnerinnen des „Palais“ die Ehre des Handkusses zu, welche Huldigung ihr selbst die Herrscherin über des Sultans Herz, die „Sultana Chasseli“, die Favoritin, nicht vorenthalten darf. Als des Sultans Mandatar, als Vollstrecker seiner Befehle, waltet der Kapu Aga, oder Kizlar Aga, der Oberste der Verschnittenen, auch Groß-Eunuch genannt. Ihm gebührt das Prädikat „Hoheit“ und seinen Befehlen unterstehen die ungezählten Schaaren der Eunuchen, die Kapu Oglans oder „Pfortenknechte“, wie ihre offizielle Bezeichnung lautet. Ihr Dienst beginnt hauptsächlich erst dann, wenn die Haremschönen das Weichbild des Palais verlassen. Jede einzelne der Kadinen hat ihr eigenes Appartement, aus zwei bis sechs Zimmern bestehend. Die Bäder und Konversationsäle sind gemeinschaftlich. Im Harem ist die französische Damenmode Norm. Schleppende Hülldecken, Kiraitschillen, Epitantabliers, Pariser Chausures haben längst schon im Innern der Frauengemächer die alttürkische, pittoreske Tracht, die Kallaleiden, die Tüllhemden, die bauchigen orientalischen Beinkleider und die schlürfenden Pantoffeln verdrängt. Die Türkin im Harem präsentiert sich als Pariserin, und nur der seine Tüchtrich, welcher die Frauen verbindet, die mit Oder oder Henna leicht gefärbten Nägelspitzen verrathen die Moslemsdame. Nachden die Kadinen in ihren a la Daumont bespannten, von berittenen Eunuchen umschwärzten Salakarrosen eine Spazierfahrt nach dem berühmten Thal der süßen Wälder, so umhüllt den schlanken Leib der weiße „Feredische“, ein meist scharlachener oder lafangelber Regenmantel, ein Capuchon deckt das schöne Haar und das Gesicht umhüllt der Tschakma, jenes durchsichtige Gazegebebe, welches des Antlitzes Schönheit vielmehr verräth, als es sie verbirgt.

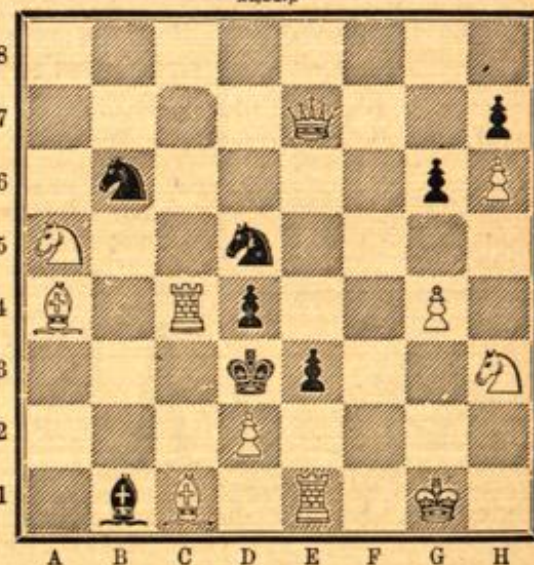
### Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

#### Aufgabe Nr. 2.

Von G. Pradignat.

#### Schwarz.



Weiß zieht und zieht mit dem zweiten Zuge Matt.

#### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 13 in Nr. 48 vorigen Jahrgangs:

- |                            |              |
|----------------------------|--------------|
| Weiß.                      | Schwarz.     |
| 1) E. G. 6 — G. 2. . . . . | 1) Beliebig. |
| 2) D. 1. 2. Matt.          |              |

#### Auflösung des Rätselsprungs Seite 47:

Hat sie sich denn nie geäußert  
Nieder dein verliehtes Weien?  
Kannst du in ihren Augen  
Niemals Gegenliebe lesen?

Kannst du in ihren Augen  
Niemals bis zur Seele dringen?  
Und du bist ja sonst kein Giel,  
Theurer Freund, in solchen Dingen!

G. Feine.

### Aleine Korrespondenz.



Abonnent in Fulda. Im Vatikan. Es genügt jedoch allein die Bezeichnung: Rom. Am besten Italienisch oder Französisch.

Frau Trina Müller in Ebnburg. Ein kleiner Zusatz von Sollenstüre erspart viel Zuder beim Ginnachen der Pfannen. Zweifeln, etwa 1 Messerspitze voll auf 1 Liter Gefäß. Ist unschädlich und hindert das Schmelzen.

Frl. Bernardine J. in Hamburg. Das sind Spekulationsverhältnisse. Wer in den Kaffeehandel nicht schon eingeweiht ist, lasse lieber davon ab.

Hrn. E. Th. in Lübeck. Ganz hübsch, aber noch zu jugendlich. Hr. J. G. R. in Weiskheim. Wenden Sie sich an den Hartleben'schen Verlag in Wien.

Frl. E. Streil in Posen. Wenn die Palme zuerkennen? Das ist gefährlich. Im Großen und Ganzen ist Schönheit, Gutherzigkeit und echte Weiblichkeit bei allen civilisierten Nationen zu finden, und wo vereint, dort ist dann — das Ideal. Gesundheit ist auch Schönheit, oft die größte.

